



Justiz der Seele.

Roman

von

Anton Freiherr von Perfall.

VI.

Paris spielte in allen polnischen Aufständen eine Rolle. Nicht nur, daß das Pariser Publikum selbst aus verschiedenen Gründen, die durchaus nicht alle politischer Art waren, für die be-
drängten, nimmer ruhenden Po-

len Partei nahm, und so die jeweilige Regierung zwang, oft wider ihren Willen für die polnischen Interessen einzutreten, sondern barg auch in seinen Mauern stets die besten, aber auch die unruhigsten Elemente Polens, Männer, die, ihr Leben dem Phantom eines freien Polens opfernd, eine langjährige arbeits- und gefahrenvolle Schule des Aufstandes durchgemacht, die in der geheimen Minitarbeit der Klubs ebenso bewandert waren als in der Organisation eines bewaffneten Volksaufstandes, wie in der Führung eines tollkühnen, eigenartigen Kampfes einer kleinen begeisterten Schar gegen mächtige reguläre Armeen. Um sie sammelten sich die Scharen Ausgewiesener, Flüchtiger, die jährlich Polen verließen, und bildeten eine von Haß gegen die Fremdherrschaft erfüllte, nimmer ruhende Revolutionsarmee, die, was ihr an numerischer Kraft fehlte, durch ihre hohe Intelligenz und Verschlagenheit zu ersetzen wußte. Die Verbindung mit dem Vaterlande war so vortrefflich hergestellt, daß jeder erhöhte Pulsschlag Polens in Paris fühlbar war, dagegen ebenso schnell wie von einem Gehirnzentrum aus die entsprechenden Anordnungen auch den einzelnen Gliedern des Volkskörpers übermittelt wurden.

Im Januar des Jahres 1863 herrschte eine fieberhafte Aufregung in diesen Kreisen, welche der französischen Regierung nicht entging; man kannte dort nur zu gut die Bedeutung derselben aus alter Erfahrung, und da gerade damals die diplomatischen Beziehungen mit Rußland die besten waren, warnte man, unbekümmert um Sympathie oder Antipathie des Volkes für die Sache, an geeigneter Stelle und ließ durchblicken, daß einer geheimen Ueberwachung dieser Bewegung innerhalb Paris von seiten Rußlands in keinem Falle ein Hindernis entgegen gesetzt werden soll. Es war dies ein kleiner diplomatischer Freundschaftsdienst, der ja weiter keine Konsequenz hatte und für den man einst eine Gegenseitigkeit verlangen konnte. Die Folge dieser Warnung war die Ankunft russischer Geheimpolizisten, die sich eine Berühmtheit in ihrem dunklen Fache erworben; hatten sie auch nicht das Recht, eine Verhaftung

vorzunehmen, so war es doch für die russische Regierung von höchster Bedeutung, die Namen der Beteiligten zu erfahren und womöglich einen Einblick in ihre Pläne zu bekommen. Die Folge davon war wiederum die vermehrte Vorsicht und Wachsamkeit der polnischen Klubs, die in jedem Neuankommenden unter der Maske des Patrioten den Polizeimännchen vermuten mußten. Trotzdem hatte man in Petersburg binnen kurzem die ganze Charakteristik der in Paris anwesenden polnischen Aristokraten. Sie lautete durchgängig höchst staatsgefährlich, sie brachte jeden Namen auf die Proskriptionsliste.

Nur über einen polnischen Namen lautete das amtliche Urteil äußerst günstig und höchst unschuldig — über

den Namen des seit einem Jahr in Paris lebenden Grafen Torkler auf Trepan.

„Ein leichtsinniger, lebenslustiger Cavalier, dessen Verschwendungssucht an Bahnsinn grenzt, dem Spiele, den Weibern, allen Leidenschaften ergeben, dabei infolge seiner Freigebigkeit, seines glänzenden Auftretens der Liebling des Publikums, besucht zwar hie und da den polnischen Klub in der Rue Vivienne, aber nur der Unterhaltung, des hohen Spieles wegen, welches dort getrieben. In politischer Beziehung vollständig ungefährlich, denkt nicht daran, Paris zu verlassen; ohne Verbindung mit dem Vaterlande.“ — So lautete das Protokoll über den Grafen Wladimir Torkler, und es war durchaus richtig.

Man war in Paris an Ausländer, die es toll trieben, gewohnt, und die Polen spielten darin von jeher eine Rolle, aber mit Graf Wladimir Torkler konnte sich an Tollheit keiner messen, er setzte selbst das blaßte Paris in Erstaunen. Das vornehmste, aber zugleich abenteuerlichste Gespann, das die Champs Elysées entlang rollte, war das des Grafen Torkler; sein Name fehlte selten in den Zeitungsberichten, sei es, daß es eine tolle Wette golt, einen auffallend hohen Spielverlust, einen Sturz vom Pferde, eine neue Liaison mit irgend einem Stern der Pariser Genuswelt, eine zu Thränen rührende That der Barmherzigkeit, echter Großmuth, ausgeführt in irgend einem Winkel von Paris, an das Licht gezogen von irgend einem sinnigen Reporter. Und bei all dieser Genusjucht und Lebens- tollheit dieser erulte, fast düstere Gesichtsausdruck des schönen Polen, dessen Grund niemand erraten konnte! Er war das einzig Verdächtige, das die oben erwähnten Agenten an ihm entdecken konnten. Dieser schmerzliche Zug in seinem Antlitz inmitten aller Lebensfreude konnte ja dem Vaterlande gelten, und das wäre ja schon der Anfang gewesen zum Verbrechen. Doch bald glaubten sie sich überzeugt zu haben, daß der Grund wo anders läge: in der allgemeinen Pariser Krankheit, der Ueberfättigung an Genus, die dieselben Halten zieht als das schwerste Herzleid.

Eine Gewohnheit des Grafen erregte Aufsehen. Er fuhr ein volles Jahr zu jeder Jahreszeit nach Nizza — das mußte doch einen andern Zweck als das Vergnügen haben, da ja sein Aufenthalt jedesmal nur einen Tag betrug. Selbstverständlich wurde er scharf beobachtet, da aber seine ganze Thätigkeit nur in dem Studium der Fremdenlisten sämtlicher Hotels bestand und er mit niemand dort verkehrte, gab man auch hierin jeden Verdacht auf; zulezt konnte er sich rühmen, von all seinen Landsleuten am wenigsten durch die Spionage belästigt zu sein.

Er war wirklich nicht gefährlich, Graf Wladimir, der Mann ohne Vaterland, ohne Heimat, wie er sich bei seinem Abschied zu Estrup genannt. Was kümmerte ihn Polen? Er wollte den Namen nicht hören, er gab sich ja seit einem



Die Martinsgans. Zeichnung von S. W. 1889.

Nahre alle irdische Mühe, zu vergessen, was seine Wälder für ihn bargen an Glück — an Qual; deshalb bestieg er das wildeste Pferd, deshalb tauchte er unter in der Leidenschaft des Spieles, ergab er sich ungezügelter Sinnenlust, deshalb suchte er auch das Glend in den Winkeln — umsonst! Immer wieder tauchten zwei Bilder vor ihm auf — ein furchtbares, das immer deutlicher, klarer wurde mit der Zeit, anstatt, wie er gehofft, zu verblassen, ein blutiger, bleicher Mann, dessen Hände sich an seine Kehle krallten, dessen grasser Blick ihn verzehrt, und ein anderes, das jenem alle Schrecken nimmt — ein schönes, bleiches Weib, das in seinen Armen liegt, dessen schwarzes Haar ihn umflutet, dessen Lippen seinen Namen lispeln — Marciana!

Er war von Trepan direkt nach Nizza gefahren — sie riet ihm ja Nizza bei seinem Abschied. „Nizza vielleicht!“ Wie oft wiederholte er sich diese Worte, und immer mehr glaubte er in dem Tone, in dem Blicke, der sie begleitete, zu lesen — zuletzt zweifelte er nicht mehr daran — Marciana habe damit nur den Ort des Wiedersehens angeben wollen. Er wartete ein volles Jahr in diesem Glauben; er erwartete jeden Zug, jedes Schiff; er durchforschte täglich die Hetzle, er hatte seine Spione, denen seine ankommende Dame entging. Marciana kam nicht. Da stürzte er sich in den Strudel von Paris; er mußte es thun, sonst befand er sich eines Tages auf der Reise nach Polen.

Seine Landsleute begrüßten ihn dort freudig, sie hofften an ihm einen hervorragenden Parteigänger zu gewinnen. Doch sie irrten sich. Er trat zwar dem Klub bei, aber sein ausschweifendes Leben beschäftigte ihn viel zu sehr, als daß er Zeit gehabt hätte, sich der Sache des Vaterlandes voll und ganz zu widmen. Man hielt ihn in diesen Kreisen für einen unbedeutenden, durch sein üppiges Leben verdorbenen Cavalier, der jeden hohen Aufschwunges unfähig sei.

Selbst die neuesten, alles in fieberhafte Unruhe versetzenden Nachrichten aus Polen, die das Aeußerste in nächster Zeit befürchteten oder, wie man sich hier ausdrückte, hoffen ließen, rissen ihn nicht aus seinem Gleichmut, ja als an ihn die Aufforderung ging, sich schleunigst nach Hause zu begeben, um eine „Partya“ zu bilden, der Kampf müsse in einer Woche entbrennen, da weigerte er sich entschieden, daß man ihn von da ab sogar mit zweideutigen Blicken betrachtete. Furcht war bei Graf Torkler nicht das Motto, das wußte man. Andererseits brachte er so ungeheure pekuniäre Opfer für die nationale Sache, daß, abgesehen von der Tradition seines Namens, an Verrat gar nicht zu denken war. Es mußte eine besondere Bewandnis haben mit dem Grafen. Man kam zurück auf sein Jagdglück, das ja überall bekannt und aus dem er selbst kein Geheimnis machte — sollte das der Grund sein, die Furcht vor der schönen Witwe, der er wieder unter die Augen treten sollte? — Vermutungen wurden ausgesprochen, die Wladimir von neuem wahnsinnig gemacht hätten.

Père Gallifets Restaurant in der Rue Vivienne war jedem Gourmand und Lebemann von Paris wohlbekannt und viel zu klein für den Ruf, den es genoß. Die kleinen Frühstücke dort waren berühmt, ebenso die Soupers nach dem Theater; wer zu dieser Zeit von irgend einem Standpunkte aus den Eingang beobachtete, konnte nicht begreifen, wo das alles Platz finden sollte in dem ohnehin schon überfüllten Raume; und doch kam selten jemand zurück; ging dann ein Neugieriger hinein, um sich von dem Unglaublichen zu überzeugen, kam ihm Père Gallifet, ein kleines, graues, lebenswürdiges Männchen in tadellosem schwarzem Anzuge, achselstehend entgegen und bedauerte, mit seinen kleinen pfiffigen Augen im Lokale herumsehend, unendlich, daß kein Platz mehr frei sei. Bemerkte der zubringliche Fremde, daß er soeben noch mehrere Herren habe eintreten sehen, die wohl irgendwo Platz gefunden haben mußten, wobei er vergeblich sich nach denselben herumdrehte, so meinte Père Gallifet ganz unterthänig, das möchten wohl einige von den jungen Cavalieren gewesen sein, die hier heute ein Souper apart bestellt hätten. Den suchenden Augen entging auch nicht eine kleine Tapetenthüre hinter dem mit Flaschen und Gläsern und Früchten angefüllten Buffet — und der Träger mußte sich wohl oder übel damit zufrieden geben. Erhaschte er dann zufällig doch noch einen Platz im Lokal, wo jemand sich entfernte oder gefällige Gäste arg zusammenrückten, konnte er die zahlreichen Gäste des Souper apart beobachten, die, das Lokal durchschreitend, von dem wieder hinter dem Buffet wie eine Schildwache ausgeplanten Gallifet freundlich begrüßt, hinter der Tapetenthüre verschwanden.

In einer Januarnacht des Jahres 1863, es war schon lange nach Schluß des Theaters und das Lokal Père Gallifets fing schon an sich allmählich zu leeren, hielt ein Wagen vor dem Eingang. Gallifet eilte, so schnell es seine kleinen dicken Füße gestatteten, der Thüre zu. Der Passagier war flinker wie er, der Wagen rollte schon wieder um die Ecke.

Eine in einen Pelz gehüllte Dame stand vor ihm. Der Duft, der von ihr ausging, ihre ganze Erscheinung ließen den erfahrenen Alten nicht daran zweifeln, daß es eine vornehme Dame sei. Zu dieser Zeit — allein? Was wollte sie hier?

Er blickte sie mißtrauisch an, während er mit tiefen Bücklingen ihr einen Tisch zurechtstrückte und nach ihrem Begehren fragte. Doch der dicke Schleier ließ nichts erkennen; die auffallend seine Hand, an der ein Diamant blühte, bestärkte ihn in seiner Vermutung. Ihre zerfütterte Toilette, der Ausdruck der Ermüdung, der über ihrer ganzen Erscheinung lag, ließen ahnen, daß sie von der Reise kam. Als er in das Buffet trat, um die bestellten Speisen in die Küche hinabzurufen, drückte er unversehens auf einen kleinen schwarzen Knopf in der Platte desselben, es war, als ob von weiter Ferne ein leises Klingeln ertönte, es konnte aber auch Täuschung sein; auch die Unbekannte blickte nach der Richtung.

Sie war sichtlich erregt und blickte jeden Augenblick auf die Uhr, als erwarte sie jemand.

Als Gallifet ihr servierte, nötigte sie ihn, Platz zu nehmen; dabei zog sie den Schleier über das volle schnee-weiße Kinn, über den feingeschnittenen Mund hinauf. Sie war eine Schönheit, da konnte der alte Gallifet nicht widerstehen.

„Ich bin eben in Paris angekommen und vollständig fremd,“ begann sie mit fremdländischem Accent, bei dessen Klang der Wirt erstaunt aufhorchte, er war ihm offenbar wohl bekannt. „Können Sie mir vielleicht ein Hotel in der Nähe empfehlen — oder kann ich hier —“

„Ich besitze kein Hotel, nur ein Restaurant,“ wandte Gallifet ein, „hier gleich nebenan. Uebrigens, entschuldigen Sie die Frage, wie fanden Sie hieher, Madame? Ganz fremd, wie Sie sagen, — ist Père Gallifet denn so weltbekannt?“

Er lächelte schlau.

„In der Welt, woher ich komme, ist er's,“ erwiderte die Dame, ohne vom Teller aufzusehen.

„Und die heißt, wenn ich fragen darf?“

„Warschau,“ flüsterte sie leise.

Gallifet rückte näher.

„Da bin ich so bekannt?“ fragte er, arglos lächelnd. „Um! Wie das kommen mag? Also aus Warschau kommen Sie? — Direkt?“

„Direkt zu Ihnen,“ lautete die Antwort. Dabei ah die Dame ruhig weiter, so daß die Umstehenden ihre Unterhaltung kaum bemerkten.

„Zu mir? Zum Père Gallifet? Sehr schmeichelhaft. Aber mit was soll ich Ihnen dienen können?“

Der Alte sprach nicht mehr so sicher wie zuerst.

„Zuerst mit diesem Filet aux fines herbes — dann,“ sie sprach jetzt ganz leise, „mit diesem Paket, das unter meinem Teller liegt und das Sie die Liebeshwürdigkeit haben werden, beim Abdecken zu sich zu nehmen und sofort an seine Adresse abzuliefern.“

„An seine Adresse? Sofort? Aber Madame, es ist ein Uhr — ich habe niemand zum Schiden.“

„Ist auch nicht nötig. Lesen Sie nur die Adresse und Sie werden mein Verlangen erfüllbar finden. Eine vorzügliche Küche, Monsieur Gallifet,“ fuhr sie mit lauter Stimme fort, „es ist mir nicht zu viel darüber erzählt worden; schade, daß der Raum so beschränkt.“

Gallifet vergaß zu antworten, sein Blick ruhte auf dem Teller, der das Paket verbarg, eine unzählbare Neugierde hatte ihn erfaßt. Endlich hatte die Dame ihre Mahlzeit beendet und schob den Teller etwas hinweg. Das war für Gallifet das Zeichen zum Abdecken. Er griff nach dem Teller, es knisterte unter seinen Fingern.

„Bringen Sie sofort Antwort,“ flüsterte ihm die Unbekannte zu.

Er verschwand damit im Halbdunkel des Buffets.

Die Dame wandte den Kopf nach ihm, sie sah, wie er zusammenschreckte beim Lesen der Adresse, ihr einen scharfen Blick zuwerfend, und dann hinter einer Tapetenthüre verschwand, die auf einen langen Gang mündete.

Sie verbarg hinter dem großen Formid des „Gaulois“ ihre Aufregung, die sonst sicher den Anwesenden auffallend gewesen sein müßte. Mit wenigen Bewegungen verwickelte sie die Spuren der Reise, ordnete das widerspenstige Haar, das unter der Pelzmütze überall hervorbrang, trocknete sich mit einem Taschentuch das erhitzte Gesicht und zog sorgfältig den Schleier darüber, daß kein Fleckchen davon sichtbar war, dann legte sie die Zeitung weg und beobachtete regungslos die Tapetenthür hinter dem Buffet, die den übrigen Gästen kaum sichtbar war. Sie horchte mit dem ganzen Körper. Plötzlich wurde sie unruhig, die Gestalt reckte sich energisch, wie jemand, der vor einer entscheidenden That steht.

Gallifet trat hinter das Buffet. Er warf keinen Blick auf sie, machte einen Gang durch das Lokal, blieb da und dort stehen und mischte sich in das Gespräch, bis er von ungefähr an den Tisch der Dame kam. Dort machte er sich mit der Ordnung der Stühle zu schaffen.

„Man erwartet Sie. Die nächste Thüre links des Eingangs, von der Straße aus,“ flüsterte er.

Die Dame schien es gar nicht zu beachten. Doch kaum hatte er sich hinter das Buffet zurückgezogen, erhob sie sich und ging langsamen Schrittes der Thüre zu. Augen wandte sie sich links.

Eine Thüre stand offen, doch der Eingang war finster, sie zögerte. Da tönte Gallifets Stimme aus dem Dunkel. „Folgen Sie mir.“

Sie ergriff seine entgegengestreckte Hand und folgte.

„Entschuldigen Sie meine Vorsicht, Madame, aber sie ist in der letzten Zeit unbedingt nötig, und die Herren verlassen sich auf mich. Aber Sie zittern, Madame! Mein Gott, für eine Dame sind das auch keine Gänge — beruhigen Sie sich, wir sind gleich zur Stelle.“

Ein dunkler Hof wurde überschritten, eine schwere Thüre aufgesperrt, dann betrat Gallifet mit seiner Begleiterin einen matt erleuchteten Gang; nun ging es eine Treppe abwärts — Männerstimmen drangen dumpf herauf. Die Unbekannte packte seinen Arm und blieb stehen.

„Ist es hier?“ fragte sie hinab deutend.

Gallifet nickte.

„So bitte ich Sie nur um eines, ehe Sie mich hinabführen. Sie kennen gewiß die Namen der Herren, die hier verkehren?“

„Keinen einzigen, Madame; und es ist mir auch lieber so. Ich forsche gewiß nicht darnach. Die Herren haben ganz recht, sie wollen den alten Gallifet in keine Ungelegenheiten bringen.“

Die Dame war sichtlich enttäuscht.

„Aber vom Sehen müssen Sie doch die meisten kennen,“ fuhr sie fort.

„Wenig, sehr wenig, ich schwöre es Ihnen. Ich komme nie aus meiner Straße heraus, und, offen gesagt, ich bin froh, wenn ich keinen kenne.“

„Unter den wenigen muß aber gerade der sein, von dem ich wissen will, ob er sich eben hier unten befindet oder nicht; er ist niemand unbekannt in Paris. Graf Torkler.“

Die Dame sprach hastig und drückte dabei seinen Arm, daß er ihn schmerzte.

„Ist er eben jetzt in der Gesellschaft? Sprechen Sie! Ich muß es wissen.“

„Aber ich weiß es nicht,“ erwiderte immer ängstlicher der Wirt. „Er kommt selten — und dann — ich weiß es nicht, Madame.“

„Also er verkehrt hier?“ unterbrach sie ihn; er hatte sich verplaudert.

„Nun, wenn Sie das einmal zugesehen, können Sie mir auch sagen, ob er eben jetzt anwesend ist?“

Gallifet verlor alle Fassung.

„Ich glaube wirklich ihn gesehen zu haben, aber, wie gesagt, ich weiß es nicht gewiß. Mein Gott, es sind so viele Herren —“

„Gut, ich danke Ihnen.“

Sie atmete schwer auf.

„Nun führen Sie mich hinein.“

Vor einer Thüre, aus der lauter Lärm drang, blieb sie stehen, nach Atem ringend.

„Einen Augenblick,“ bat sie Gallifet, der die Hand auf den Drücker legte. Sie rang offenbar nach Fassung, dann gab sie ihm ein Zeichen.

Ein Lichtstrom drang ihr entgegen, heißender Rauch von Cigaretten. Der Lärm verstummte. Sie stand allein unter der Thüre. Gallifet war verschwunden.

Um einen langen grünen Tisch saß und stand eine Schar von Männern, die sich alle nach der Eintretenden kehrten.

Es herrschte peinliche Stille.

„Treten Sie näher,“ klang eine sonore Stimme an ihr Ohr. „Sie sind unter Landsleuten, die Sie herzlich willkommen heißen, die dürsten nach sicheren Nachrichten aus ihrem Vaterlande. Doch ehe wir Ihr Vertrauen in Anspruch nehmen und unseres dafür Ihnen bieten, muß ich Sie bitten, für einen Augenblick sich zu entschleiern.“

„Das wird unnötig sein, wenn Sie meine Beglaubigung, unterzeichnet vom Nationalkomite in Warschau, in Händen haben,“ erwiderte die Dame, die bei dieser Forderung sichtlich zusammenschreckte.

„Leider zwingt mich gerade diese Beglaubigung,“ — der Vorsitzende, er war es offenbar, der mit ihr sprach, erhob das Schreiben, das sie als das ihrige erkannte — „auf dieser Forderung zu bestehen. Hören Sie selbst.“

Er las:

„Bei der auf das höchste gespannten Wachsamkeit unseres Heindes holten wir es für sicherer, auch liebe Brüder, durch ein Weib, eine glühende, des größten Opfers fähige Patriotin, von unserer Lage in Kenntnis zu setzen und durch sie euren Rat entgegenzunehmen. Die Dame wünscht aus triftigen Gründen, ihren Namen geheim zu halten; da hiedurch jedoch die Sicherstellung ihrer Person erschwert und bei der Verschlagenheit unserer Gegner, die vor keinem Mittel zurückschrecken, ein Betrug ermöglicht wäre, der euch und uns verderblich werden könnte, legen wir die von uns unterzeichnete und versiegelte Photographie der Dame bei, die euch jeden Zweifels entheben wird. Wir verpflichten den Vorstand des Klubs, welcher dieses Schreiben öffnet, von dem Bildnis seinen Freunden und Genossen gegenüber keinen Gebrauch zu machen und dasselbe unserer Comissarin nach vollzogenem Vergleiche wieder einzuhändigen.“

„Madame, wer wie Sie dem Vaterlande zu liebe, sein Geschlecht vergessend, sich jeder Gefahr und Anstrengung aussetzt, darf vor einer solchen unbedeutenden Sache nicht zurückschrecken.“

Doch die Dame schien vor dieser Maßregel sich mehr zu ängstigen, als ihrer bewiesenen Thatkraft nach anzunehmen war. Erst als die Versammlung erklärte, sie

begnüge sich mit der Prüfung, vollzogen nur in Gegenwart ihres Vorstandes, folgte sie diesem willig in ein Nebenzimmer. Nach einer Minute hatte man die Gewißheit, daß kein Betrug vorliege. Tief verschleiert kam sie wieder heraus. Man umdrängte sie in wilder Begeisterung, richtete unzählige Fragen an sie. Mit Mühe rettete sie sich auf eine Art Rednerpult.

Alles wich ehrerbietig zurück und harrete ihrer Worte. Doch sie starrte regungslos in eine Fensternische, der dicke Schleier verhielt sie am Sehen. Ein Mann stand in ihrem Schatten verborgen, sie sah nur seine Umrisse und doch blieb ihr Blick daran hängen. Man drängte sie, zu sprechen. Der Vorstand befahl Ruhe.

Sie begann mit zagernder Stimme die Auszüge des Nationalkomites mitsuteilen, welche in zwei Punkten gipfelten: die Mitglieder des Klubs sollen mit ihrem ganzen Einfluß darnach streben, die Sympathien Frankreichs für Polen zu gewinnen; ferner nicht nachlassen, die äußersten Geldopfer für die bevorstehende Befreiung zu bringen. Sie stehe vor der Thüre, die Aufregung sei eine ungeheure. Das System Wielopolsky, des Verräters, sehe es darauf ab, das Volk zum Aufruhr zu reizen, um es dann mit scheinbarem Rechte vollständig zu vernichten; aber diesmal sei es ein Volksaufstand, kein Adelsaufstand wie bisher. Der Bauer, der in den früheren Aufständen mit Mißtrauen, altem Haß in der Brust auf seine adeligen Anführer sah, kein Gefühl hatte für sein Vaterland, das ihm nichts geboten als Knechtschaft, sei jetzt als freier Besitzer seines Bodens auch zum Bewußtsein seiner politischen Freiheit erwacht und werde sich in Masse erheben.

Ihr Zagen schwand, die Rede floß ihr jetzt feurig von den Lippen; ein glühender Hauch ging aus von all den erregten, begeisterten Männern.

Ganz Polen, jedes Geschöß litte von Waffen, die Kosynieri schleifen ihre Sensen; noch nie sei die Idee des Aufstandes mit so gleichmäßiger Kraft wie eine göttliche Offenbarung über Polen gekommen.

„Aber eines fehlt uns,“ begann sie plötzlich mit erhabener Stimme, „das mehr wiegt wie Geld und die Sympathien Frankreichs, und um das meinem Vaterland zu verschaffen, unternehme ich, ein Weib, die gefährvolle Reise. Männer fehlen uns, Jünglinge, deren Namen allein schon die Begeisterung wecken, durch Thaten edler Vorfahren, die mit ihm wieder auftauchen! Anführer, Parteiführer, die es verstehen, an der Spitze ihres gesammelten Volkes jenen kleinen, dem Feinde so verderblichen Partisanenkrieg zu führen, der allein einer solchen Uebermacht gegenüber von Erfolg sein kann. Sie sind die Seele des Aufstandes, in ihnen muß die ganze zähe Widerstandskraft Polens, die die Welt in Erstaunen setzt, konzentriert sein. Und wo sind sie, diese Männer, diese edlen Namen? Viele sind verbannt, ausgewiesen, ganz richtig; ebensoviele aber versuchen ihren Schmerz um das unglückliche Vaterland zu ersticken in den Freuden von Paris und London, an diese wende ich mich mit inniger Bitte — nicht ersticken sollt ihr ihn, neu anfachen zu tausendfältiger Glut und in Strömen Feindesbluts diese löschen.“

Tolender Zuruf unterbrach die Emisfärin. Die leicht entflammte, immer etwas theatralisch sich offenbarende Leidenschaft der Polen machte sich in wilden, kampflustigen Armbewegungen, in gegenseitigen Umarmungen, in Küffen, heiligen Eiden Luft.

Die Rednerin blickte über alles das hinweg auf die Fensternische. Die Gestalt, die dort stand, war jetzt mehr in den Lichtkreis getreten, die Gasflamme beleuchtete das bleiche, jetzt etwas abgelebte Gesicht des Grafen Wladimir Torfker.

Die Erregung, die sich in seiner ganzen Haltung verriet, schien mehr der verschleierte Person der Rednerin als der Rede zu gelten, so starrte er zu ihr hinauf.

Als der Sturm sich etwas gelegt, fuhr sie fort:

„Laßt mich nicht mit leeren Händen kommen, ein Mann wiegt mehr in dieser Zeit als Tonnen Goldes! Laßt nicht die glorreiche Zukunft thatenlos an euch vorüberziehen, seid geizig mit eurem Ruhm, duldet nicht, daß ein Name einst nicht genannt werde in diesem heiligen Kampfe! Vorerst aber vergeßt aller kleinlichen Rücksichten, aller Kränkungen, die euch fernhalten vom Vaterlande; das ist alles Rauch in Anbetracht der Größe eurer Sendung! — Wer will mir folgen? Keine Zeit ist zu verlieren, jeder Tag kann die Entscheidung bringen. Wer will, wer kann mir folgen? Wir müssen Gewißheit haben in Warschau.“

Das verschleierte Frauenbild, von dessen verborgenen Lippen so zündende Worte tönten, übte eine fanatische Wirkung auf die Versammlung. Einen Augenblick herrschte lautlose Stille. Die Erregung war zu groß. Da trat Graf Wladimir, der sich während der Rede, einem Mondfächtigen ähnlich, in seiner willenlosen Bewegung dem Pulte genähert, plötzlich dicht vor daselbe, daß die Verschleierte, wohl erschreckt von seinem starren Blick, zurückwich.

„Graf Wladimir Torfker, Kalusinerkreis, Schloß Trepan,“ rief er vernehmlich.

Eine allgemeine Bewegung ging durch die Versammlung bei diesem plötzlichen, unerwarteten Anerbieten; auch die Rednerin schien eigentümlich bewegt von diesem Namen.

Sie lehnte sich mit ausgespreizten Fingern an die Wand hinter ihr, anstatt daß sie den Namen notirte.

Plötzlich erscholl ein wildes, verworrenes Geschrei, alles drängte mit heftiger Bewegung gegen die Rednerbühne, jeder wollte zuerst genannt sein. Der Chef des Klubs mußte sich ins Mittel legen, es stand zu fürchten, daß derselbe sich vollständig auflösen würde, was gewiß nicht in der Absicht des Nationalkomites lag. Es meldeten sich im Feuerifer viele, deren Rückkehr eine Unmöglichkeit, der Sache geradezu gefährlich hätten werden müssen, andere hinwiederum, die über keinerlei Grundbesitz und Einfluß zu verfügen hatten und nur eine Befriedigung ihrer Eitelkeit darin suchten. Es wurde eine strenge Auswahl getroffen.

Graf Torfker stand oben auf der Liste. Hierauf begab sich die Emisfärin mit dem Chef des Klubs in das Nebenzimmer, um hier ihre geheimen Vollmachten und schriftlichen Berichte zu empfangen.

Man erging sich jetzt in Vermutungen über die unbekanntete Dotin, beneidete den Chef um den Anblick ihres jedenfalls himmlisch schönen Antlitzes; man überhäufte Graf Wladimir, gegen den man sich jetzt schweren Unrechts schuldig fühlte, mit Fragen; es war der Versammlung sein auffallendes Benehmen nicht entgangen, in dem ein wenigstens unbestimmtes Erkennen ihrer Persönlichkeit lag.

Er wußte nichts oder wollte nichts wissen. Er gab sich sichtlich alle Mühe, die Aufmerksamkeit von sich abzulenken. Der Zufall war ihm günstig, die elektrische Warnungsglocke Gallifets ertönte; alles eilte auseinander, Karten wurden unter dem Tische hervorgezogen, in einer Minute machte das Ganze den Eindruck eines Spielsaales. Vor dem Tische des abwesenden Vorstandes lagen Papiere, Briefe, auch das erbrochene Schreiben, das die Emisfärin übergab.

Mit einer hastigen Bewegung eilte Graf Wladimir, das allgemeine Durcheinander benützend, darauf zu und öffnete daselbe. Es fiel etwas zu Boden. Hastig bückte er sich darnach — er kam nicht gleich wieder zum Vorschein. Unter dem Tische lauernd, betrachtete er im Halbdunkel mit zitternden Händen eine Photographie — es war das Bild der Emisfärin — Marcianas!

Unbemerkter erhob er sich und legte daselbe mit dem Schreiben wieder an seinen Platz.

Ein zweites kurzes Glockensignal ertönte, das Zeichen, daß die Gefahr vorüber — es hatte sich wohl irgend eine verdächtige Person im Lokal gezeigt. Der Vorstand trat mit der Emisfärin aus dem Nebenzimmer. Sie wollte sich, ohne Aufenthalt in der Stadt zu nehmen, heute wieder auf den Bahnhof begeben, um mit dem nächsten Zuge die Heimreise anzutreten. Sie verbat sich jede Begleitung, das könne Verdacht erregen und ihr ganzes Unternehmen vereiteln.

Man war voller Bewunderung, voll Ehrfurcht für diese kühne, jeder Beschwärde trotzende Frau; der scheinbare Mangel an Weiblichkeit, der sie ihr Geschlecht ganz vergessen und sich schußlos unter Männer mischen ließ, verleihte diese überspannten Naturen nicht und war durchaus nichts Auffallendes; man war in Polen jederzeit gewohnt, daß die Frauen eine außerordentliche Rolle bei den Aufständen spielen, so daß man den letzten, 1863, nicht mit Unrecht einen Frauenkrieg nannte.

Man suchte ihre Hand zum Küffen zu erschaffen, gelang das nicht, küßte man ihr Kleid. Man gab in leidenschaftlich erregten Worten Grüße, Segensworte an die Heimat mit, man schwor, den Aufstand bis zum Aeußersten unterstützen zu wollen. Mitten im Gedränge fühlte sie plötzlich einen Zettel in ihre Hand gedrückt, sie konnte nicht unterscheiden, von wem; sie schien es aber zu ahnen, der Sorgfalt nach, mit der sie ihn zu verbergen wußte. Endlich gelang es dem Vorstand, sie den geheimen Weg, den sie gekommen, wieder hinauszubegleiten.

Ein Wagen erwartete sie in einer finsternen Nebengasse. Kaum hatte derselbe in das Boulevard des Italiens eingebogen, als die Dame hastig das Billet aus seinem Briefschloß herausholte und bei dem unsträten Schein der Gasflamme, der in den Wagen fiel, daselbe mit leiser, bebender Stimme entzifferte.

„Marciana, ich habe Dich erkannt trotz aller Hüllen — es hätte des Bildes nicht bedurft — bei Deinem Eintritt schon rief alles in mir, Marciana!“ — Genug des Leidens, der Entsagung für zwei Schuldlose. In drei Tagen bin ich in Trepan! Ein Tag soll Polens Glück und unseres bescheinen. Dein Wladimir.“

Sie lachte und weinte und küßte unaufhörlich das kleine Billet, das ihr offenbar teurer war als alle Staatsgeheimnisse, alle Schätze, die sie jetzt wohl verwahrt bei sich trug.

Sie kam erst zur Besinnung, als der Kutscher den Schlag schon längst geöffnet und mit erschauerter Miene auf das Gebahren seines Fahrgastes blickte.

Der eindigste Geheimpolizist hätte in der schönen Frau, der das Glück aus dem jetzt unverschleierte Gesicht lachte, die so arg und sorglos, so ganz in sich verloren den Wartesaal betrat, nicht die polnische Emisfärin erkannt, auf die er schon seit einer Woche unter Anwendung seines ganzen Spürsinnes lauerte. Mitten unter dem wüsten Gelärm des Bahnhofes, den ab und zu gehenden Reisen-

den, dem Rassel der Gepäckkarren, dem Schnauben und Pfeifen und Kreischen der Maschinen, den Zurufen der Schaffner verlor sie sich von neuem in die wenigen Zeilen. Ein quälender Gedanke stieg in ihr auf, der tiefe Falten zog auf ihre edle Stirne.

Du belügst dich selbst, Marciana, nicht um des Vaterlandes willen, nicht aus heiliger Begeisterung unternimmst du die gefährvolle Reise, verwarfst du alle Rücksicht des Geschlechtes und tratst dann led unter eine Schar fremder Männer, sie ermunternd zur Heimkehr in das kämpfende Vaterland, nur um des einen Heimkehr war dir zu thun, des einen, der diese Zeilen schrieb. Die Hoffnung, ihn zu sehen, ließ dich das alles unternehmen, die Begierde, ihn zurückzugewinnen, lag dir einzig im Sinn. Die Rede stieg ihr in das Gesicht, dachte sie des Wortschwall der Rede, wie theatralisch, wie unwahr, wie unweiblich kam ihr jetzt das alles vor!

Die Vaterlandsliebe sollte ihr nur als Deckmantel dienen für ihre unverantwortliche Schwäche. Schwäche? — Nein, Liebe! zuckte es plötzlich frohlockend in ihr auf. Fort mit aller Verstellung, mit allen stummen Vorwürfen, o, er hatte recht, Wladimir: „genug des Leidens, der Entsagung für zwei Schuldlose!“ Die kühne Emisfärin des Nationalkomites, welche mit ihrer Gewandtheit und ihrer Verstellungskunst die wachsamsten Feinde getäuscht, war nur ein liebendes Weib, das den Geliebten suchte mit heißer Sehnsucht, und als sie ihn gefunden, zurückkehrte, achlos, sorglos wie ein Kind, tausendmal die Zeilen lesend, worin stand: „in drei Tagen bin ich in Trepan, das heißt — bei Dir!“ (Fortsetzung folgt)

Weltstädtische Milchwirtschaft.

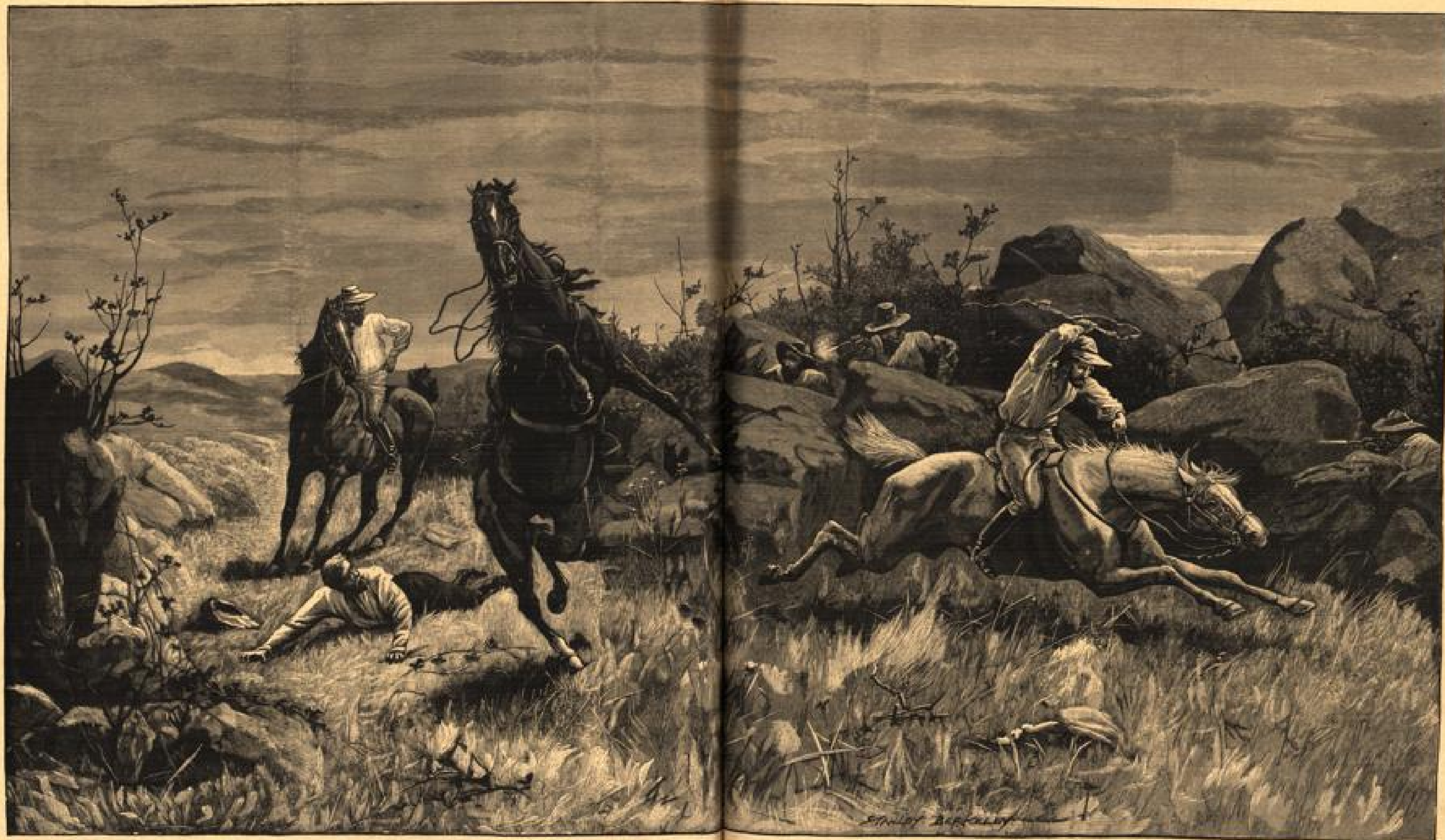
Von

Fritz Bernik.

(Alle Rechte vorbehalten.)

Sorgliche Hausfrauen, gewissenhafte Mütter oder Pflegerinnen werden vorzugsweise bemüht sein, ihre Angehörigen mit reiner, gesunder Milch zu versorgen. Milch ist für Kinder, aber kaum minder für Erwachsene eins der wichtigsten Nahrungsmittel. Gesundheit, ja das Leben hängt oft vorzugsweise von dem regelmäßigen Genuß guter Milch ab. In kleineren und mittleren Städten wird der Hausfrau die Beschaffung reiner, fetter Milch kaum schwer werden. Da finden sich mühelos Viehstände, Milchereien, die unverfälschte Milch liefern und immer unter gewisser Kontrolle gehalten werden können. Was aber macht die Hausfrau in großen Städten, was besonders in Berlin? Es ist noch keine zehn Jahre her, da waren auf diesem Gebiete die Zustände in der großen Hauptstadt wahrhaft entsetzlich. Zuverlässig gute Milch gehörte zu den seltensten Ausnahmen. Mit Wasser verdünnt, durch Beimischungen verdorben, ungesund und schädlich kam die meiste Milch auf den Markt und in den Konsum. Massenweise wurde die milchähnliche Flüssigkeit beschlagnahmt, ausgeschüttet, dem Verkehr entzogen; die Polizei kontrollierte und strafte, wesentlich gebessert wurde dadurch aber nichts. Die Folgen dieser Zustände ließen auch nicht auf sich warten. Zahlreich wurden die Kinder schlecht ernährt, Schwächezustände, Erkrankungen, Todesfälle nahmen zu, denn die Verhältnisse wurden in der fast anwachsenden Hauptstadt immer schlimmere. Von außen her schien eine Besserung unmöglich, sie mußte von innen heraus erfolgen. Und sie ist endlich auch erfolgt. Der intelligente, geschäftskundige Mann mußte sich sagen, daß auf einem so großen Markte, wie der Berliner, jede solide, unverfälschte Ware von zuverlässiger Qualität sicher ihre Abnehmer findet. Auf diesem Grundsatze hat ein intelligenter Unternehmer seine Industrie basiert, und der Erfolg hat ihm recht gegeben. Ganz im kleinen, mit bescheidenen Mitteln etablierte er auf engem Grundstüd, am Uferufer der Millionenstadt, eine Milchwirtschaft. Sein größtes Anlagekapital bestand in unbedingter Solidität und der vollen Zuverlässigkeit seiner Ware. Was der Mann seinen Kunden an Milch, Rahm, Butter lieferte, war von Beginn an tadellos, unverfälscht, unverdorben, von bester Qualität. Das hat ihm schnell laufend-fähige Zinsen getragen. Das kleine Geschäft erwarb Vertrauen, seine Kundenschaft wuchs, kein Ruf breitete sich aus, der enge Raum draußen am Ufer genügte nicht mehr. So ist denn in kurzer Zeit die Meierei von G. Volle zur größten Milchwirtschaft nicht etwa Berlins, sondern ganz Europas, wenn nicht der ganzen Welt emporgewachsen und hat als solche die Bedeutung einer Lebenswürdigkeit der deutschen Reichshauptstadt, welche, insbesondere auch von Ausländern, mit großem Interesse aufgesucht wird.

Jetzt rollen an jedem frühen Morgen gegen hundert Milchwagen, hell lackiert, mit Schildern, welche die Beschaffenheit und die Preise der Milchwaren anzeigen, aus dem Stablflement von Alt-Neubau hoch auf dem Bode thronen in weicher Schürze der Kutscher, der zugleich der einzige Vermittler des Geschäfts ist, die Milch den Kunden liefert, die Bezahlung empfängt. Seine Bestände bilden zwei schlankte Jungen, die hinten am Wagen hocken, sink herabspringen, mit der Schelle den Kunden das Nahen des Wagens ankündigen, die Milch in die oberen Stodwerke tragen, während der Kutscher die an den Wagen kommenden Kunden bedient. Durch ganz Berlin, das zu diesem Zwecke in Bezirke geteilt ist, bis in die entferntesten Vororte rollen diese einspännigen Wagen, versorgen die Millionenstadt mit dem unentbehrlichen Nahrungsmittel, und um die Mittagsstunde kehren die leergewordenen Wagen zurück in den Meiereihof von Alt-Neubau. Die Pferde, etwa 120, kommen in die Stallungen, der Wagenpark wird aufgeföhrt, die verschlossenen Milchbehälter, die von den Kutschern leergejagt sind, wandern in den Raum, in dem sie mit Wasser, Dampf, Bürsten und Schwänken aufs peinlichste gereinigt werden, damit am nächsten Morgen der Betrieb aufs



— † Ein nächtlicher Ritt. † —

Zeichnung von [unintelligible] (Z. 188.)

neue beginnen kann. Wässern, Verfälschen, jeder direkte Betrug sind ausgeschlossen. Das aber würde sich schwer hindern lassen, daß ein unredlicher Rutscher die Qualitäten misst, Magermilch statt Vollmilch verzapft und den Differenzbetrag in die Tasche steckt. Dies suchen Geheimkontrollen der Meierei möglichst zu verhindern, indem sie, unerkannt, Milch von den Wagen kaufen, diese zu Hause genau untersuchen und im Betrugsfalle den ungetreuen Knecht zur Bestrafung bringen.

Die eingehendere Besichtigung der großen Weltstadtanlage zieht zahlreiche Besucher hinaus. Ihre Industrie dehnt sich über ein weites Gebiet aus, das von der Hauptstraße bis zu den Ufern der Spree sich erstreckt und von zwei gewaltigen Gebäudefronten bedeckt ist, zwischen denen ein weites Hofraum sich dehnt. Die Meierei selbst besitzt gar keinen Viehstand zu eigener Milch-erzeugung. Zweimal, nachts und um die Mittagsstunde, senden ihre Güter, bis auf zwölf Meilen im Umkreis von Berlin, ihre Milchtrüge zu. Auf Rähnen, die Spree entlang, in den Waggons der verschiedenen Bahnhöfe, auf Wagen verschiedener Art langen täglich 40.000 Liter Milch an, vorchriftsmäßig in Blechbehälter gefüllt, mit dem Namen der Lieferanten versehen. Diese enormen Massen Milch werden auf Fahrstühlen in den Oberstock der Meierei befördert, um dort in „Marktmilch“ verwandelt, das heißt zum Verlaufe hergerichtet zu werden. Das beginnt damit, daß man zuerst Proben der verschiedenen Lieferungen für das chemische Laboratorium nimmt. Dort finden wir den studierten Chemiker unter seinen ätherdunstenden Apparaten. Er untersucht die Milchprobe auf ihre Konsistenz, ihren Fettgehalt, ihre sonstige Beschaffenheit; er gießt einige Tropfen und sie liebt in einen Glaszylinder und scheidet im Augenblick das Trockene von dem Flüssigen, das Fett von der wässrigen Masse, und bestimmt dadurch den Gehalt der Ware. Wird dieser zu gering befunden, so kontrolliert zunächst der angestellte Tierarzt das Milchvieh und hebt sich die Qualität nicht auf die normale, von der Meierei verlangte Güte, so wird dem Milchwirt die Lieferung entzogen.

Dann werden die einzelnen Sendungen in einem ungeheuren Bassin zusammengeschüttet, durch Röhren und Röhren zu einer völlig gleichartigen Masse gemacht, die in diesem Zustande sich frisch erhält. So ist die marktmäßige Vollmilch hergestellt, die nun in die Blechbehälter kommt, welche den Wagen anvertraut und aus ihnen an die Kunden verzapft wird. Auf die Versorgung der Stadt mit dieser Vollmilch, rein, fett, absolut zuverlässig und unverfälscht, ist das Geschäft wohl in erster Linie berechnet gewesen. Aber der Abfall ist Schwankungen ausgesetzt; ein Teil der Marktmilch kommt in den Wagen unverkaut zurück und muß anders verwendet werden, denn am nächsten Morgen darf nur ganz frische Milch in die Stadt geführt werden. Der Milchereibetrieb ist demgemäß auf die Erzeugung aller Molkereiprodukte im Großbetriebe ausgedehnt worden.

Zunächst handelt es sich darum, die Stadt mit Kaffertahm und Schlagahne zu versorgen. Centrifugen verrichten diese Arbeit. In einigen Hallen des Oberstockes sehen wir diese Schleuder-maschinen an der Arbeit, die Vollmilch in ganz kurzer Zeit zu einfacher, dicker Sahne zu verwandeln, wie die Wirtschaft und wie Konditoreien sie brauchen. Da sehen wir, wie von der fetten, konsistenten Flüssigkeit die Magermilch sich scheidet und abfließt. Dieses billige Nährmittel, dem nur der Fettgehalt der Vollmilch fehlt, findet in seiner reinen und zuverlässigen Beschaffenheit gern Abnehmer und wird ebenso wie die Vollmilch den Zinbehältern der Milchwagen anvertraut. Aber die Vorräte an Vollmilch und Rahm sind sehr große, so daß immer noch genügende Quantitäten zur Verbutterung übrig bleiben. Was unverkaut vom Markte zurückkommt, was als Ueberfluß gar nicht in den Handel geht, das wandert noch an demselben Tage in die Butter-maschinen, die wir in einem der angrenzenden Säle aufgereicht sehen. Wie die Centrifugen zur Sahnebereitung werden auch sie durch Dampfkraft in Betrieb gesetzt, die sich aus dem Maschinenraume im Erdgeschoße durch die ganze Meierei verteilt und allerorten eine andere Aufgabe zu verrichten hat. Sie wäscht die blauen Blusen und weißen Schürzen der Rutscher, Milch-jungen und Arbeiter, sie bedient die Fahrstühle, das Mahlwerk und alle Arbeitsmaschinen, ebenso die Dynamomashinen, welche mit elektrischem Licht die Arbeitsräume erhellen. Wir sehen die schnell erzeugte Butter durch die ebenfalls mit Dampf betriebenen Anemalmaschinen gehen, wo sie den letzten Rest von Buttermilch an das Bassin abgeben, das diesen nahrhaften und heilkräftigen Stoff sammelt. Dieser Stoff ist in Berlin ungemein gesucht. Als Heil- und Nährmittel von Ärzten vielfach verordnet und empfohlen, hängt auch bei ihm die wohlthätige Wirkung von reiner und guter Beschaffenheit ab. Dafür hat man in diesem Betriebe sichere Gewähr und die 4000 bis 5000 Liter, die hier jeder Tag in die Milchwagen liefert, genügen der Nachfrage gegenwärtig nicht mehr. Ebenso findet die Butter der ungeheuren Milchwirtschaft schnelle Abnahme. Jedermann weiß, daß dieselbe erst am Abend vorher aus frischer Milch oder Rahm gewonnen, daß sie absolut rein und unverfälscht, delikate von Geschmack und dabei kaum teurer ist als die aus den sonstigen Butterhandlungen bezogene. Hat eine Hausfrau sich erst einmal daran gewöhnt, „Vollbutter“ auf dem Tisch zu haben, so pflegt sie meist diese jeder anderen vorzuziehen.

Aber die ungeheuren Milchvorräte reichen noch weiter. Was nicht mehr absolut frisch genug ist, um in Sahne und Butter verwandelt zu werden, das sehen wir in den dampfenden Käseereien verwertet. Auch hier scheidet man die festen Bestandteile der Milch von den flüchtigen Mollen und formt die ersteren zu allerlei Käseforten. Die geringwertigsten gehen wir zu dem gewöhnlichen Backkäsefäße verwandelt, der hier austreifen, gewürzt werden muß, um dann für billigen Preis in den Handel zu kommen; fettere und feinere Qualitäten von Milch oder Rahm werden nach berühmten Mustern, die von französischen, holländischen, belgischen, englischen Käseereien stammen, entweder in die milden, süßen Weichkäse, die als Delikatessen mit Recht beliebt sind, oder in die würzigen, pikanten Spezialitäten verwandelt, die den französischen und holländischen Originalen vollständig gleichkommen. Dabei ist's eine Freude, zu sehen, wie jeder Stoff hier nutzbar verwendet wird. So finden wir nahe der Käseerei die Abdampfungs-einrichtungen aufgebaut, um die zurückbleibenden Mollen einzuzüchten, zu kristallisieren und den so gewonnenen Stoff auf der Kollermühle zu feinstem Milchzucker zu vermahlen. Das Mahlwerk poliert und rüttelt unangeseigt in dem Raume und

schüttet den Zucker in ein Becken, aus dem er verpackt und verschickt wird weit über die Grenzen Deutschlands hinaus als Nähr-, Heil- und Stärkungsmittel für Kinder wie für Erwachsene.

Was wir auf unserem Rundgange haben entstehen sehen, alles das Wert eines einzigen Arbeitstages, das wird in den Räumen des Erdgeschoßes marktmäßig verpackt und verschlossen den Wagen anvertraut, um in der Frühe des nächsten Morgens über ganz Berlin verteilt zu werden. Erreichen diese 40.000 Liter Milch auch lange nicht die Höhe des gesamten hauptstädtischen Verbrauchs, so deden sie doch einen wesentlichen Teil desselben. Daraus ist zu sehen, daß die ungeheure Industrie durch die Zuverlässigkeit ihrer Leistungen vorbildlich auf alle Konkurrenz eingewirkt. Weit mehr als alle Beschlagnahmen, Strafen und sonstigen Polizeimahregeln haben das Beispiel und die grobkärtige Ausdehnung, dieser mit gewaltigen Erfolgen arbeitenden Riesensstadtmeierei dazu beigetragen, die Qualität aller Berliner Milch-waren zu heben. Damit hat sich der Schöpfer derselben ein großes Verdienst um die Hygiene dieser Riesensstadt erworben; mehr und mehr kann man wahrnehmen, wie intelligente Konkurrenten diesem Führer folgen, wenn sie ihm auch an Unternehmungsgeist, industriellen Sinn und organisatorischer Kraft nicht gleichkommen mögen. Die Berliner Hausfrau freut sich aber mit Recht darüber, daß sie sich über Beschaffung guter, gesunder Milch für klein und groß nicht mehr zu sorgen hat.

Ja, selbst Kindermilch, fetter, sorgamer behandelt, noch strenger kontrolliert, liefert der pünktliche „Klingelwagen“, der zu den populärsten Jagen des Berliner Straßenlebens gehört. Es kommt ja hier darauf an, das Kind mit absolut gleichmäßiger, kräftiger, gesunder und nicht leicht säuernder Nahrung zu versehen. Deshalb sind zwei Rittergüter ganz ausschließlich mit der Lieferung der Kindermilch betraut. Dort überwacht der Tierarzt der Anstalt die Gesundheit des Viehes, die Ernährung desselben, die nur aus gleichmäßigem Trockenfutter bestehen darf, und kontrolliert zugleich die Milch selbst. Ihr Fettgehalt, der ebenfalls täglich im Laboratorium festgestellt wird, braucht kein größerer zu sein als der jeder guten Vollmilch, nur muß sie vor allen leicht säuernden Stoffen bewahrt werden und durchaus gleichmäßig sein, um die Verdauung des Kindes nicht zu stören. Die zweimal täglich von den Gütern entressende Kindermilch wird dann sofort in Glasflaschen unter Plombe gefüllt, so daß die kleinen Kunden sie vollständig frisch erhalten.

Aber auch das innere Leben dieser großstädtischen Anlage, deren frische, gesunde, belebende Elemente in hunderten von Aedern das wirtschaftliche Berlin speisen, hat eine überaus interessante Seite. Da wird in jeder Weise für alle Bedürfnisse gesorgt. In einer eigenen Gebäudereihe hause Klempner, Sattler, Stellmacher, alle Handwerker, die zum Betriebe gehören. Auch Geheirklammern, Futterböden liegen neben diesen Werkstätten, grenzen an die Pferdeställe des Geschäfts. Die über vierhundert Angestellten: Rutscher, Arbeiter, Jungen, Comptoiristen, stehen unter besonderer Fürsorge, allerdings auch unter einer gewissen Kontrolle. Wenn Zeit und Mittel nicht erlauben, eine der Restaurationen aufzusuchen, der findet im Erdgeschoß der Meierei eine gute, solide Speisewirtschaft, die gute, kräftige Kost, einen guten Trunk darbietet. Im Oberstock aber liegt eine Kapelle, ein säulengeschmückter, mit farbigen Fenstern erhellter Raum, mit Altar und Kanzel von guter Bildhauerarbeit, der allen vierhundert Angestellten mit ihren Familien bequemen Raum gewährt. Weil der Tagesdienst keine Unterbrechung duldet, so findet der Gottesdienst hier abends gegen sechs Uhr statt. Einer der Beamten leitet ihn durch Orgelspiel ein, die Gemeinde, die aus ihren musikalischen Mitgliedern einen Sängerkhor geistlich und Bläser ausgebildet hat, singt, der Geistliche predigt und bei besonders feierlichen Anlässen tritt noch Musik hinzu. Ist hier der Geist schon ein sehr guter, herzlich kollegialer, so kommen die geselligen Vorzüge in dem nebenliegenden Festsaale noch mehr zur Geltung. Der Chef gönnt den Sinnen nach des Tages erster Arbeit gern die geselligen Genüsse jeder Art: Komödien, Musik, Gesang, an denen auch die Familien der Angestellten teilnehmen. Raum gewährt der Saal genügend, denn er besitzt außer der geräumigen, mit allen Einrichtungen praktisch ausgestatteten Bühne ein weites Parket und eine breite Galerie kommt — wie es an dem Abend unseres Besuchs der Fall war — ein Forschungsbühnen, ein Mann der populären Wissenschaft mit einem Vortrage, mit Experimenten, Sammlungen, so nimmt man ihn gern auf. Der Regel nach sorgt die Schar Volles jedoch selbst für ihre Unterhaltung. In ihr finden sich viele musikalische und schauspielerische Talente, daß man niemals in Verlegenheit gerät, das Programm des Abends zu füllen, das dann, in der eigenen Truderei des Hauses vervielfältigt, an die Festgäste verteilt wird.

Ein nächtlicher Ritt.

Skizze aus dem südaustralischen Leben von J. S.

(Bild S. 156 u. 157.)

Wenige englische Meilen von unserer in den weiten Prärien Südaustraliens liegenden Station entfernt bewohnte ein Freund von mir, James Wilson, mit seiner jungen Frau eine kleine Station. Das junge Paar war erst vor zwei Jahren aus England nach Australien gekommen, hatte die Station angekauft und verkehrte außer mit mir und meinem Compagnon Cassfield mit keinem Menschen, schien auch in England keine Verbindungen mehr zu haben, denn nie erhielten Wilsons einen Brief oder eine Zeitung, seit sie sich in unserer Nähe niedergelassen. Wilson betrieb mit einem Duzend Hirten und Arbeitern seine Station, die sehr einsam inmitten ausgedehnter Weidgründe lag, und besuchte uns jede Woche, um die Zeitungen zu lesen und eine Pfeife zu rauchen, während wir an jedem Sonntage zu ihm hinüberritten, um mit der jungen, außerordentlich zarten Frau etwas zu plaudern und eine Tasse Thee zu trinken.

Vor einigen Wochen hatten wir von einem in dem etwa sechs Meilen entfernten Lexington stationierten Polizeiergeanten gehört, daß eine Bande von Bushrangers in dem nördlichen Teile der Grafschaft ihr Unwesen treibe und eine Reihe von Verbrechen verübt habe, doch lag der Schauplatz ihrer Unthaten ziemlich weit von unserer Station, so daß wir uns weiter nicht beunruhigten.

Eines Abends, etwa eine Stunde vor Sonnenuntergang, sah ich mit Cassfield nach dem Mittagessen vor der Thüre unseres Wohnhauses, behaglich eine Pfeife rauchend, als wir den Galopp eines Pferdes vernahmen und gleich darauf Wilson auf den Hof sprengen sahen.

„Um Gottes willen, Freunde, zu Pferde so rasch als möglich und kommt mit!“ rief er aus, sobald er uns erblickte. Mit vieler Mühe konnten wir aus dem entsetzlich aufgeregten und ganz verwirrten Manne herausbringen, daß er, als er zur Zeit des Mittagessens von den Weideplätzen nach Hause geritten, Rauch aus demselben habe hervordringen sehen; er sei, so rasch sein Pferd habe laufen können, vorwärts geeilt und habe dann drei veriterte Männer bemerkt, welche auf der entgegengesetzten Seite sich davon gemacht und quer über die Prärie entflohen seien. In das brennende Haus stürzend, sei er über den Körper seiner Frau gestraucht, welche tot auf dem Hausrücken gelegen, während das Innere schon ganz in Flammen gestanden. Was geschehen, war leicht zu erklären. Die Bushrangers waren während Wilsons Abwesenheit ins Haus gekommen, um sich mit Lebensmitteln zu versorgen. Mrs. Wilson, ein sehr junges und schwaches Weib, war über das Eindringen der wilden Räuber so heftig erschrocken, daß ein Herzschlag ihrem Leben plötzlich ein Ende gemacht, worauf die Verbrecher das Haus in Brand gesteckt hatten, um auf diese Art jede Spur des Vorgefallenen zu verwischen.

Inzwischen hatten wir unsere Pferde gestallt und galoppierten unter Wilsons Leitung davon; er hatte, wie er uns noch mitteilte, einen seiner Leute, der ebenfalls zur Essenszeit nach Hause geritten, direkt durch die Prärie nach Lexington geschickt zu den dort stationierten Polizeimannschaften, während er selbst, rasend vor Wut und ohne die Ueberzahl der Bushrangers zu beachten, diese verfolgt hatte, als sie von dem brennenden Hause sich entfernt. Diese Verfolgung hatte ihn ganz in unsere Nähe gebracht, so daß er den kleinen Umweg gemacht, um uns zu seinem Beistande aufzufordern.

Wir waren uns vollständig darüber klar, welchen Weg wir einzuschlagen hatten, um die Bushrangers einzuholen. Nach der von ihnen genommenen Richtung zu urteilen, waren sie nach der nächsten Furt des Burra-Burra zu geritten. Dieser Fluß strömt auf einer viele Meilen langen Strecke in einer tief eingeschnittenen Schlucht in einem großen Bogen um die Prärie, die Seitenwände des Flußthales bestehen aus steilen Felsen und nur hier und da bilden Seitenrinnen einen natürlichen Weg zu dem Ufer des Flusses, der nur an der Mündung einer dieser Rinnen passierbar ist, so daß die drei Verbrecher keinen andern Ausweg vor sich hatten als jene Furt. Jenseits des Flusses war das Land weit und breit mit Wald und Gebüsch bedeckt, wo es ihnen leicht gefallen wäre, ihre Spur zu verbergen; der Waun jedoch, welcher nach Lexington geritten worden, hatte genau die Richtung bemerkt, welche die Bushrangers eingeschlagen, und jedenfalls die Polizeiholenden darauf aufmerksam gemacht, so daß anzunehmen war, daß zwei oder drei von diesen direkt zur Furt gelangt worden, um den Uebergang zu besetzen, während die übrigen die Gegend durchstreiften, so daß wir von der einen Seite, die Polizeimannschaften auf der entgegengesetzten und die drei Verfolgten in der Mitte der Furt zuelten. Da wir annehmen durften, daß die Bushrangers seit dem frühen Morgen zu Pferde waren, so mußten deren Tiere jedenfalls ermüdet sein, während die unsrigen frisch aus dem Stalle kamen, was uns einen bedeutenden Vorteil sicherte. Wir schonten unsere Pferde durchaus nicht, da alles davon abhing, die Furt vor den Verfolgten zu erreichen.

Wir hatten einen Strich coupirtes Terrain erreicht, bedeckt mit einzelnen großen Felsstrümmern und einem Buschdickicht, als plötzlich ein Pistolenhuh hinter einem der Felsstücke trachte, dem unmittelbar darauf noch mehrere folgten, bei deren Ausblitzen ich drei Männer hinter dem Felsen und dem Buschwerk erblickte. Der erste Schuß hatte Wilson getroffen und der zweite traf sein bäumendes Pferd in den Hals. Mein Compagnon Cassfield, der voranritt, hatte sich auf den Hals seines Pferdes niedergebogen und demelden die Sporen in die Flanken gedrückt, als er einen Kopf und einen auf ihn gerichteten Revolver hinter einem Steine hervor erblickte, die erste Kugel flog über seinem Haupte hinweg, und bevor der Kerl zum zweitenmale abdrücken konnte, war er bereits außer Schußweite. Mein Pferd, erschreckt durch das Aufkommen der Schüsse und das Ueber schlagen von Wilsons Pferd, war steif stehen geblieben, warf sich auf den Hinterfüßen herum, gerade im Moment, als eine Kugel vor meinem Gesichte vorbeiflog, und war während einiger Minuten ganz unlenkbar.

Die Bushrangers hatten gemerkt, daß wir Boden gewonnen und die Furt vor ihnen erreichen würden, und uns daher einen Hinterhalt gelegt in dem coupirtes Terrain, in der Hoffnung, uns von den Pferden zu scheitern. Sie waren indes selbst in eine Falle geraten. Als mein ichu gewordenes Pferd mit mir um einen Teil des Buschdickichtes herumspazierte, erblickte ich auf der entgegengesetzten Seite drei an Aesten festgebundene Pferde; ich ritt sofort dorthin, schnitt die Zügel durch und verschle einem jeden einen tüchtigen Dieb mit der Reitpeitsche, worauf sie nach verschiedenen Richtungen davonjagten. Kaum war dies geschehen, als ich jemand durch das Buschwerk brechen hörte und gleich darauf einen der Bushrangers erblickte, der gerade zurecht kam, um die Pferde davonlaufen zu sehen. Ich schoß auf ihn, was er sofort erwiderte, doch hatten wir beide schlaggeschossen, worauf er sich wieder in den Busch zurückzog.

In diesem Augenblicke hörte ich von weitem rufen und gleich darauf den Galopp von Pferden; ich rief ebenfalls laut und sah nach wenigen Minuten meinen Freund Cassfield mit drei Polizeiholenden um den Busch herum auf mich zureiten. Als er, wie er mir erzählte, aus dem coupirtes Terrain herausgekommen, hatte er die Polizeimannschaften herankommen sehen und ihre Ankunft beschleunigt.

Ich teilte mit, was ich mit den Pferden der Bushrangers gemacht und daß die drei Verbrecher noch in dem felsigen und buschigen Terrain verborgen seien, dann lehrten wir nach dem Platze zurück, wo die ersten Schüsse gefallen waren. Zu unserer Schmerzlichsten Ueberraschung fanden wir Wilson tot unter jenem verwundeten Pferde liegen, doch hatten wir keine Zeit mit Klagen zu verlieren, denn die Nacht brach bald an und in der Dunkelheit hätten die Kerle leicht aus ihrem Versteck hervortreten und entwichen können. Auf der einen Seite des Dickichtes wurde ein

Polizist postirt, auf der andern stellte sich Cassfeld auf, während ich mit den übrigen beiden Polizeikuten den Busch durchsuchten wollte, um die Buhtrangers aufzufangen. Es war ein ziemlich gefährliches Unternehmen. Wir hielten uns in einer Linie, um die Leute vor uns hinzutreiben und zu verhindern, daß sie uns in den Rücken fielen. So gingen wir langsam vorwärts, einander nicht aus den Augen verlierend und jedes Felsstück, jeden Baumstamm genau musternd, uns selbst so viel als möglich bedeckend. Ich war den übrigen etwas vorausgeeilt, um schnell über eine kleine offene Stelle zu kommen, welche gar keine Deckung darbot, als hinter mir ein Revolverknall klang und eine Kugel dicht bei mir vorüberflog. Ich sprang hinter einen Baum, und als ich mich umschaute sah ich, wie einer der Polizeikuten eine Büchse anlegte und Feuer gab, worauf ein lauter Schrei bewies, daß die Kugel getroffen. Ich hatte den Mann nicht bemerkt, der auf mich geschossen, doch des Polizisten Aufmerksamkeit war durch den Schuß auf denselben gelenkt worden, so daß er den Kerl niederschließen konnte. Wir erreichten bald darauf den entgegengekehrten Rand des Busches, ohne die übrigen beiden Verbrecher entdeckt zu haben; ebensowenig hatten unsere beiden vorbestimmten Posten sie aus dem Dickicht hervorkommen sehen. Da es zu spät war, letzteres noch einmal zu durchsuchen, so mußten wir auf der Stelle die Nacht zubringen, auf der wir uns gerade befanden.

Bald war ein auf zwei Seiten geschütztes Plätzchen zwischen den Felsstrümmern gefunden, ein Feuer wurde angezündet, ein Felsfessel voll Wasser darüber gehängt und bald hatten wir einen vortrefflichen Thee mit Dampfers Weizenmehlkuchen in der Asche gekaut. Die Polizeikuten verließen nie ihre Station, ohne sich mit einem kleinen Vorrat von Lebensmitteln zu versorgen. Eine Flasche Whisky und eine Pfeife Tabak, welche der Sergeant spendete, ließ uns den Abend behaglicher verbringen, als wir gehofft. Von den beiden Buhtrangers war nichts zu bezorgen, da dieselben sobald wie möglich sich davon machen würden, wenn der Weg frei war, doch konnte ihnen das wenig helfen, denn sowohl der Polizeiergeant als auch mein Compagnon und ich waren fest entschlossen, die Verfolgung bei Tagesanbruch wieder aufzunehmen und die beiden Verbrecher einzufangen, um sie für den Tod des armen Wilson und seiner Frau büßen zu lassen. Cassfeld sollte zurückreiten, um einige von Wilsons Leuten zu schicken und den Körper des Getödteten abholen zu lassen, während ich die Polizeikuten begleiten wollte.

Nach vor Tagesanbruch waren wir wieder im Sattel und ritten in scharfem Trab nach der Furt hinunter; wir waren fest überzeugt, daß die beiden Verbrecher sich ebenfalls dorthin begeben hatten, denn nur in dem unbewohnten Landstriche jenseits des Flusses konnten sie sich sicher fühlen.

Bei der Furt trafen wir auf einen Schwarzen, welcher während der Nacht dort gelagert hatte. Ein Geschenk von ein wenig Tabak bewirkte, daß er uns auf unsere Fragen mittheilte, er hätte in der Nacht zwei weiße Männer die Schlucht herunterkommen gehört, welche ohne Feuer am Ufer bis Tagesanbruch gewartet und dann über den Fluß gegangen wären, wir seien kaum eine Stunde später an der Furt angelangt.

Das Versprechen eines größeren Geschenkes bewog den Schwarzen, uns als Führer bei der weiteren Verfolgung zu dienen, was uns sehr erwünscht kam, da die Australnegers sich durch außerordentliche Schärfe der Sinne auszeichnen. Als wir die Furt passirt, deutete der Schwarze auf einige Spuren am andern Ufer, welche deutlich die Abdrücke von Stiefeln zeigten, dann führte er uns ohne Zögern, wie ein guter Spürhund, mitten in das Gestrüpp und ein Felsengewirre, welches sich weit vor uns ausbreitete. Ab und zu zeigte unser Führer auf eine Fußspur, welche für unsere Augen im Sande kaum sichtbar war, oder er machte uns auf eine Oeffnung im Schilfrohr aufmerksam, welche wir für einen Wildpfad gehalten, die indes von Menschen herührte. Gegen Mittag waren wir und die Pferde so ermüdet, daß wir einen kurzen Halt machen und uns mit etwas kaltem Thee und Dampfers eisfrischen mahlten. Nach kurzer Rast nahmen wir die Fährte wieder auf, welche nun nach Süden, nach dem Fluße sich zurückwandte. Wahrscheinlich beabsichtigten die beiden Buhtrangers, wieder über den Fluß zu gehen, sich bewohnten Landstrichen zu nähern, bei der nächsten Station ein Paar Pferde zu stehlen und sich so für immer der Verfolgung zu entziehen.

Dieser Gedanke ließ uns rascher vorwärts eilen. Bald führte eine schmale Schlucht nach dem Fluße hinunter, mit steilen Felswänden, hinter denen sich die Verfolgten leicht verbergen konnten, um uns von den Pferden zu scheuchen. Unser Schwarzer, welcher stets einige Meter vor uns sich hielt, blieb plötzlich stehen und winkte uns zu, ebenfalls zu halten, dann begann er den Boden der Schlucht genau zu untersuchen und teilte uns schließlich mit, er habe die Spur verloren, und meinte, es wäre das beste, wenn wir die Nacht dort lagern würden. Der Polizeiergeant bestand indes darauf, die Schlucht bis zum Ufer des Flusses vollends hinunter zu gehen und die Verfolgten am Uberschreiten des letzteren zu hindern, falls sie es nicht bereits gethan. Als wir das Ufer erreichten, war der Abend nahe, so daß wir davor an einer geschützten Stelle unser Lager aufschlugen, um eine weiße Nacht zu bivouaciren, doch sollte einer von den Polizisten Wache halten, um das Entkommen der Verbrecher zu verhindern.

Der Schwarze konnte sich jedoch nicht zufrieden geben, daß er die Fährte verloren; während wir mit den Vorbereitungen zu unserem Bivouac beschäftigt waren, ging er die Schlucht wieder aufwärts und kam bereits nach einer halben Stunde triumphirend zurück mit der Meldung, daß er unsere Leute gefunden habe. Die beiden Kerle hatten uns hinter sich die Schlucht herabkommen gehört, sich versteckt und waren dann über eine lange, nackte Felsplatte bis zu dem Bache getrocknet, welcher die Schlucht hinunter lief. Der Schwarze war dem Laufe dieses Wassers gleichfalls gefolgt, ohne anfänglich eine Spur zu entdecken, bis ihm ein über den Bach hängender Ast mit zwei zerbrochenen Zweigen ins Auge gefallen war, während ein weicher Baumast etwas höher hinauf, auf der entgegengesetzten Seite es möglich machte, auf einen Rand des felsigen Ufers zu springen und jene Seite der Schlucht hinaufzuklimmen. Der Australnegers folgte behutsam und leise wie eine Katze, fand die Fährte wieder und erblidte in der That nach fünf Minuten die beiden Männer.

Es begann bereits zu dunkeln, als der Schwarze uns seine Entdeckung mitgeteilt, daher keine Zeit zu verlieren. Wir setzten unsere Büchsen und Revolver in stand, folgten dem waderen

Führer auf dem etwas halbsbrecherischen Pfade, jedes Geräusch sorgfältig vermeidend, und erreichten bald ein Gestrüpp, von wo aus wir die beiden Buhtrangers unter einem großen Baume auf einer kleinen Lichtung im Gebüsch erblickten. Wir krochen noch ein Stück näher heran, doch das Knicken eines Zweiges oder irgend ein anderes Geräusch alarmirte die Leute, welche plötzlich aufsprangen.

„Hände in die Höh!“ rief ihnen der Sergeant zu, worauf einer von ihnen, unsere Uebermacht erkennend, jeden Widerstand aufgab und dem Befehle Folge leistete. Im Nu war er an beiden Armen ergriffen. Der zweite machte einen Versuch, sich zu retten; er schoß dem nächsten Polizeikuten eine Kugel durch den rechten Arm und hatte bereits das Gestrüpp erreicht, als die Büchse des Sergeanten losrutschte und ein Wuschrei anzeigte, daß der Schuß getroffen. Der Sergeant sprang dem Kerl nach, wir hörten rasch nach einander zwei Revolverknalle und sahen darauf den Sergeant mit ernster Miene zurückkommen; er hatte seinen Gegner getödtet.

Nachdem wir den verwundeten Polizeikuten verbunden, gingen wir zu unserer Lagerplatz hinunter, wo wir den Gesangenen an Händen und Füßen seßelten. Am folgenden Morgen ritten wir nach Lexington, wo acht Tage später der Leiche von den drei Buhtrangers sein Leben am Galgen endete.

Graf Alfred von Waldersee.

(Portrait S. 160.)

Nachdem der Feldmarschall Graf Moltke, der geniale Strateg, von der Last der Jahre gezwungen, das Amt des Chefs des Großen Generalstabs hat niederlegen müssen, ist Graf Alfred von Waldersee zu diesem bedeutungsvollen Posten berufen worden. Graf Waldersee ist gewissermaßen für den Militärstand geboren und hat das Soldatentum mit der Muttermilch eingelesen. Sein Vater, Graf Franz Heinrich, der in den Jahren 1864 bis 1870 Gouverneur von Berlin war, hatte ein langes Leben im Oercedienste zugebracht und starb hochbetagt als preussischer General der Kavallerie. Seine Mutter war die Tochter des Generals von Hünnerbein, dessen Namen die Geschichte der Freiheitskriege mit Ehren nennt. Sein Oheim, der sich einen Namen als Militärhistoriker gemacht hat, war ebenfalls General und vom Jahr 1854—1858 preussischer Kriegsminister. Graf Alfred, der dritte von vier Geschwistern (drei Söhnen und einer Tochter) wurde am 8. April 1832 geboren und genoss seine wissenschaftliche Vorbildung im Kadettenhause zu Potsdam. Nach vollendetem achtzehntem Lebensjahre trat er als Secondelieutenant in das Garde-Artillerieregiment ein, besuchte dann die Artillerie- und Ingenieurschule und rückte im Jahr 1859 zum Premierlieutenant vor. Nach drei Jahren zum Hauptmann ernannt, erhielt er das Kommando einer Batterie im Garderegiment. Schon nach weiteren drei Jahren wurde er Adjutant beim Prinzen Karl, dem Chef der gesamten preussischen Artillerie, da er durch seine hervorragenden geistigen Gaben und seine militärische Tüchtigkeit die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich gelenkt hatte. Im Kriege von 1866 hatte er das Glück, dem Großen Hauptquartier des Königs zugezählt zu werden, nachdem seine Ernennung zum Major unter gleichzeitiger Veretzung zum Großen Generalstab erfolgt war. Nach beendeten Kriege wurde er dem Generalgouverneur von Hannover, Vogel von Falkenstein, zugezählt, um dann in das Generalkommando des 10. Armee-corps (Hannover) versetzt zu werden. Kaum vierunddreißig Jahre alt, hatte er somit bereits eine ansehnliche Stufe auf der militärischen Karriere erklimmt. Die Gunst seiner Vorgesetzten und das Glück sind ihm auch ferner treu geblieben. Aber nicht nur auf militärischem, sondern auch auf diplomatischem Gebiete fand er Gelegenheit, seine Fähigkeiten zu beweisen. Schon im Jahre 1870 sehen wir ihn als Militärattaché der preussischen Gesandtschaft in Paris wieder, und als der Krieg nahe, wurde er wiederum in die unmittelbare Nähe des Monarchen zum Großen Hauptquartier versetzt, das er indessen nach kurzer Zeit verließ, um eine abermalige Erhöhung seines militärischen Ranges zu erfahren. Als der Großherzog Friedrich Franz II. von Mecklenburg mit der Führung einer besonderen Heeresabtheilung betraut wurde, berief dieser den Grafen Waldersee an die Spitze seines Generalstabs. Daraus zum Obersten ernannt, erhielt er den Befehl über das 13. Infanterieregiment, und nach wiederum einer kurzen Frist im Jahr 1873 seine Ernennung zum Chef des Generalstabs des 10. Armee-corps, der dann 1876 seine Beförderung zum Generalmajor und 1880 zum General à la suite folgte. 1882 wurde er Generallieutenant, nachdem er bereits im Jahr zuvor zum stellvertretenden Chef des Großen Generalstabs aufgerückt war. Militärische Tüchtigkeit und Glück haben sich hier einmal vereint, um eine der glänzendsten Laufbahnen zu stande zu bringen, die in den jüngsten Jahren verfolgt worden sind. Graf Waldersee gilt für einen Soldaten und Strategen, dem in ganz besonderem Maße das vielfach mißbräuchlich angewendete militärische Ehrenprädikat „schneidig“ gebührt. Es ist bekannt, daß Graf Waldersee sich in besonderem Maße der Gunst und des Vertrauens der kaiserlichen Familie erfreut. Graf Waldersee steht dem jetzigen Kaiser auch in künstlerischer Hinsicht nahe. Er ist ein früherer Wagner-Verehrer und Mitglied des Vorstands des neugegründeten Wagner-Vereins, dessen Protokollrat der Kaiser übernommen hat. Aber auch noch andere Bande verknüpfen das gräfliche Haus mit der kaiserlichen Familie, nämlich verwandtschaftliche, was den wenigsten bekannt sein dürfte. Graf Waldersee hat zur Gemahlin die Witwe des Großherzogs der Kaiserin, des im Jahr 1865 in Beirut verstorbenen Prinzen Friedrich Emil August von Augustenburg, eine Tochter des steinreichen New-Yorker Kaufmanns Lee, die ihren Gatten — er war vierundsechzig Jahre alt, als sie, die Sechszwanzigjährige, ihn heiratete — schon nach achtmonatlicher Ehe verlor. Neun Jahre lang lebte sie auf ihrem Gute Lautenbach in Württemberg, als sie sich im Jahr 1874 zu einer abermaligen Verheiratung entschloß und dem im zweiundvierzigsten Lebensjahre stehenden Entschloßten ihre Hand reichte. Ihre zweite Verbindung ist ebenso wie ihre erste kinderlos geblieben.

Die Herzenskönigin.

Novelle

von

A. Lenz.

(Alle Rechte vorbehalten.)



Marie von Waldau hatte soeben einen Stadtpostbrief erhalten. Durch den Garten schlendernd, den Strohhut am Arme statt auf dem hübschen Blendkopf, war sie dem Briefträger begegnet und hatte ihm in eigener Person das Schreiben abgenommen. Jetzt stand sie nachdenklich damit unter den tief niederhängenden Ästen der Linde und drehte prüfend das rosenrote Couvert hin und her. Ja, da stand richtig ihr Name in schöner, deutlicher Handschrift, und es war in der That ein Stadtpostbrief. Das war etwas Außergewöhnliches, das ihr bisher noch nie vorgekommen war. Wer mochte ihr nur geschrieben haben? Sie befaß sich eine kurze Weile, dann aber fuhr sie mit behenden Fingern zwischen das Papier der Enveloppe und riß dieselbe auf, so gut oder so schlecht es in der Eile ging. Der rosige Umschlag enthielt einen ebenjolden Briefbogen, den Marie hastig auseinanderfaltete. Nun hielt sie ihn offen in der Hand und blickte mit neugierigen Augen darauf nieder. Plötzlich stieg eine heiße Blutwelle in ihr auf und übergoss Gesicht und Nacken mit dunkler Glut. — Ein Gedicht! Wahrhaftig ein Gedicht! Es stand keine Unterschrift darunter, wohl aber in feingeschnörkelten Buchstaben eine Ueberschrift darüber:

„An Marie, Königin meines Herzens.“

„Glaube mir, o Herzenskönigin,
Dah ich zu dir mich nehm' ganz unterthänig,
Dah den gebührenden Tribut dir bring',
Wie man's von je gewohnt bei jedem König.“

lautete der erste Vers. Sie las die Dichtung zu Ende und dann nochmals und sogar ein drittesmal; aber sie war bei der letzten Lesung nicht klüger als bei der ersten, nur das eine war ihr klar geworden, daß es jemand gab, der sie, die kleine Marie Waldau, „Königin seines Herzens“ nannte, der sie verehrte, sie liebenswert fand und schön, schöner als alle anderen! Das hatte ihr bis zur Stunde noch kein Mensch gesagt! Aber wer konnte es sein, wer in aller Welt? Sie dachte wieder nach; eine ganze Kavalkade galoppirte vor ihrem innern Auge vorüber, bestehend aus ihren Vettern, Freunden und anderen männlichen Bekannten, aber es war doch auch gar zu unwahrscheinlich, daß einer von diesen sie besang als die Königin seines Herzens. — Am Ende von Erich? Ach nein, der neckte sich bloß so mit ihr herum, weil sie zufällig Nachbarkinder waren und sich von jeher gekannt hatten! Aber vielleicht würde er wissen, wer den rosa Brief geschrieben. Ob er wohl in der Nähe war?

„Erich, Erich!“ rief sie in den angrenzenden Garten hinüber.

Wie aus der Erde gewachsen stand der Gerusene, die Studentenmütze fest auf die lockige Haarfülle gedrückt, jenseits des Zaunes vor ihr.

„Was thust Du denn da, Erich?“ fragte sie.

„Ich stehe auf Vorposten,“ antwortete er, „und möchte nun meinerseits ebenfalls fragen: Was thust denn Du da drüben eigentlich, kleine Niece? Das muß ja ein ungeheuer interessantes Schriftstück sein, das Du seit einer Viertelstunde so eifrig studirst! Was in aller Welt führst Du denn für rosenfarbene Korrespondenzen?“

„Darf ich Dir vertrauen, Erich?“ fragte sie.

„Aber, Mariechen, Deinem alten Freund!“ Er betonte es stark und verwurfsvoll.

„Kannst Du schweigen?“

„Wie das Grab!“

Sie reichte ihm den Brief über den Zaun hin, zog ihn aber rasch wieder an sich, als er darnach griff.

„Aber wirf Du's auch ganz gewiß keinem Menschen sagen? Dein ganzes Leben lang nicht? Gib mir die Hand darauf, Erich!“

Sie schüttelten sich kräftig die Hände.

„Weißt Du was, komm herüber unter die Linde; hier kann und ja die ganze Welt sehen!“ schlug sie vor. „Ich möchte den Brief mit Dir zusammen gern noch einmal lesen.“

Mit einem gewandten Satze schwang sich Erich über das Staket in den Nachbargarten hinüber. Und dann saßen die beiden beisammen unter dem grünen Blätterdach. Sie hielten die Köpfe aneinandergelehnt und blickten gemeinschaftlich in das Briefblatt.

„Ein Gedicht — an Dich, Marie — und anonym? — Schau, schau, das hätte ich nicht von Dir erwartet!“ sagte Erich spöttisch, indem er die Verse rasch durchflog.

„Es ist mir ja auch ganz schrecklich! Von wem kann es nur sein, Erich? Ich habe doch nie etwas gethan, das irgend jemand ermutigen konnte, mir ein anonymes Gedicht zuzuschicken?“

„Wie mir scheint, doch!“ entgegnete Erich überraunig, „oder dann muß es ein recht frecher Kerl sein, daß er sich dergleichen so ohne weiteres erlaubt!“

„Aber das Gedicht ist nicht frech, ich finde es im Gegentheil gart und sinnig!“

„Hart und sinnig! Ei, sieh einmal! Aber natürlich, euch Mädchen gefällt solche Süßholzrasplerei, wenn schon auf der Welt nichts dahinter steckt. An Marie, Königin meines Herzens!“ wiederholte er zwischen den Zähnen hervor, während seine Augen sich feindselig wieder auf das Blatt hefteten. „Wir wollen den Wisch zerreißen, Marie!“

Sie griff mit beiden Händen darnach. „Der Brief ist mein Eigentum, Erich,“ rief sie, „ich will ihn behalten. Uebrigens habe ich Dich nur herübergerufen, weil ich hoffte, Du würdest vielleicht die Handschrift kennen und mir auf die Spur helfen.“

„So — also nur deswegen?“

„Ja, bloß deswegen!“

„So zeig noch einmal her! — Das ist die Handschrift eines ‚Schwunges‘!“ sagte er dann sehr bestimmt.

„Eines Schwunges?“

„Nun ja, so nennen wir Musesöhne die edlen handelsbesessenen Jünglinge, die da den lieben langen Tag hinter ihren Schreibpulten sitzen oder im Laden Zucker, Pökelheringe und Stiefelwichse verkaufen.“

„Und wie nennen sie denn euch?“

„Uns? Wir lassen uns von dergleichen Leuten keine Spitznamen anhängen!“ entgegnete Erich mit Selbstgefühl, indem er den Kopf stolz in den Nacken warf.

„Oho, aber ihr nehmt euch das Recht, sie mit welchen zu beehren! Warte, wenn ich ein Schwung wäre, so würde ich euch sicher auch eins aufbrennen!“

„Was denn, Du Rindskopf?“

„Ich würde euch die ‚Unsehlbaren‘ nennen oder die hohen Herren von Dünfelberg und Hochmutschhausen oder so etwas Ähnliches. Im übrigen ist es höchst ungezogen von Dir, daß Du mich ‚Rindskopf‘ titulirst, da Du doch soeben schwarz auf rosa gelesen hast, daß einer existirt, der mich ‚Königin‘ nennt, ‚Königin seines Herzens‘! Das klingt sehr hübsch; findest Du nicht, Erich?“

Nein, er fand es vielmehr recht einfältig. Er wollte aber gehörig aufpassen! Der Schwung, der sich der-



Graf Alfred von Waldersee,
Chef des Großen Generalstabes der deutschen Armee. (S. 159.)

gleichen gegen ein unbescholtenes Mädchen aus einer der besten Familien erlaubt hatte, sollte sich nur vorsehen! Er wollte ihn schon herauskriegen, und dann würde es etwas absehen, das war sicher und gewiß.

„Versprich, daß Du nicht mehr über das dumme Zeug nachdenken und die erbärmliche Reimerei nie wieder lesen willst, kleine Marie,“ bat Erich beim Schluß seiner geharnischten Rede.

Aber sie versprach es nicht; sie konnte thun nach ihrem Belieben, er hatte ihr nichts vorzuschreiben. Sie gingen nicht als die guten Freunde auseinander, wie es sonst gewöhnlich der Fall war, und das „Gaudamus“, das Erich vor sich hinpfiff, als er jenseits des Zaunes der elterlichen Villa zuschritt, klang bei weitem nicht so frisch und lustig zu dem zurückbleibenden Mädchen in den Nachbargarten hinüber wie sonst.

„Erich wird recht unangenehm!“ dachte Marie. Aber mochte er doch sagen, was er wollte, sie ließ sich nicht irre machen: das Gedicht war eben doch wunderschön! Erich verstand sich nun einmal auf solche Dinge kein bißchen, hatte er doch neulich die Stirn gehabt, ganz ernsthaft zu behaupten: Schund auf Hund wäre der lieblichste Reim, den es überhaupt gäbe!

Und sie las das Gedicht nun extra ihm zum Lort noch einmal und las es wieder, noch unzähligmale. Sodann machte sie ihre Augen so weit auf, als sie konnte, um den anonymen Anbeter zu entdecken. Sie sah alle Herren ihres Bekanntenkreises genau darauf an, ob sie wohl dichten und den rosenroten Brief geschrieben haben möchten, aber es war auch nicht einer unter ihnen, dem man überhaupt Verse zutrauen konnte, geschweige denn so gediegene.

Es war und blieb eine unaufgeklärte Geschichte. Dann kamen und schwanden die Wochen und Monate und mit ihnen schwand auch der Reiz der Neuheit. Der geheimnisvolle Brief lag wohl eingeschlossen in Mariens Schreibtisch und geriet allmählich in Vergessenheit über Anderem, Neuem.

Es war wieder einmal Sommer geworden. Marie sah im Garten und stützte an einem Cerevis für Erich. Sie hatte ein Bielliebchen an ihn verloren und das mußte unsehlbar während seiner „langen Ferien“ noch eingelöst werden. Der junge Mann gedachte bloß noch ein einziges Semester auf der nahen Landesuniversität zuzubringen, um sodann seine Studien auf einer norddeutschen Hochschule fortzusetzen und zu vollenden. Erst mit seinem richtigen Doktor in der Tasche wollte er wieder nach der Heimat zurückkehren. Bis dorthin konnten Jahre vergehen, ohne daß sie sich



Eine Sultansbotschaft in Marokko. (S. 163.)



Jetzt langt's! Gemälde von D. Knowles. (S. 166.)

wiedersehen, sie und Erich, dachte die emsige Stickerin mit einem leisen Seufzer, währenddem sie behutsam die Silberfäden durch das rote Gewebe zog; das war eine recht lange Zeit, lang genug, um sich inzwischen in aller Stille daran zu gewöhnen, sich gegenseitig Sie zu nennen. Sie waren ja bloß Nachbarskinder, kein bißchen verwandt, und man konnte sich doch nicht bis ins Greisenalter duzen! Er hatte ja bereits ein respektables Schnurrbärtchen und sie selbst war ein erwachsenes, heiratsfähiges Mädchen; die Mama hatte sie neulich im Aerger selbst so genannt, als sie sich vor einer Spinne gefürchtet hatte; und seither glaubte sie es — nein, wirklich, es war die höchste Zeit, die Kinderfreundschaft endlich aufzusteden und einen „ge- setzten“ Verkehr mit dem Herrn Doctor juris in spe anzubahnen.

Sie war ganz in ihre Gedanken versunken und fuhr ordentlich zusammen, als der Postbote plötzlich einen Brief auf den Steinisch vor ihr niederlegte. „Für Sie, Fräulein!“ sagte er schon im Umwenden. „Gottlob, daß er es so eilig hatte und nicht mehr sehen konnte, wie rot sie auf einmal wurde. Wieder ein Stadtpostbrief — wieder ein rosenfarbenes Couvert — wieder dieselbe unbekannte Handschrift mit den feinen Schnörkeln an den Anfangsbuchstaben! Sie griff rasch nach ihrer Schere und begann unter Herzklopfen den Umschlag sorgfältig aufzuschneiden. Das letztemal hatte die schöne Enveloppe bei dem hastigen Aufreißen sehr notgelitten.

„An Marie, Königin meines Herzens!“ lautete auch diesmal die Ueberschrift über den schwungvollen Versen, die der Briefbogen enthielt. Mit atemloser Spannung durchsah Marie den neuen Erguß ihres unbekanntem Verehrers. Das war unbestreitbar die Sprache der Liebe, die Sprache eines leidenschaftlich empfindenden Herzens; sie konnte sich nicht darüber täuschen, obgleich sie in dergleichen ernsthaften Dingen eigentlich noch gar keine Erfahrung hatte. Ach, wie war es doch so hübsch, poetisch verberlicht zu werden, und wie hübsch erst, eine solche Gabe des Sanges selbst zu besitzen, wie dieser geheimnisvolle Dichter. Erich sollte nur aufhören zu spotten über die „Reimkünstler“ und „Poetaster“, wie er seit Jahresfrist beständig that; es geschah ja doch natürlich bloß aus klassem Neid, weil er selbst nicht dichten konnte. Nun sollte er aber zur Strafe für seine ewigen Redereien kein Börtchen davon erfahren, daß die Herzenskönigin abermals besungen worden; sie war es dem Anonymus, der sie liebte mit stiller platonischer Liebe und Verehrung, schuldig. Das war etwas Heiliges und Großes, das ihr allein gehörte und sonst keinen Menschen etwas anging, am allerwenigsten diesen Erich!

Als aber „dieser“ Erich neben ihr saß und sie so treuherzig anblickte mit seinen ehrlichen braunen Augen, da kam sie sich vor wie das böse Gewissen selbst, sie, mit ihrem rosenroten Geheimnis in der Tasche, und ehe sie wußte, wie es geschah, hatte er bereits den verdächtigen Briefbogen in Händen und studierte seinen Inhalt mit gerunzelter Stirne.

„Das ist denn aber doch zu toll, Marie!“ brach er grimmig los.

„Ei, Du thust gerade, als trüge ich die Schuld! Was kann ich denn dafür, wenn ich meinen Dichter abermals zu Versen begeistere?“

„Deinen Dichter?“

„Nun ja, meinen Dichter, wenn Du gnädigst erlaubst. Aber, weißt Du, Erich, nun bin ich auch ganz schrecklich neugierig, endlich zu wissen, wer es ist. Du wolltest Dir doch Mühe geben, es zu erfahren, Erich?“

„Wenn ich es aber trotz aller Mühe nicht herausgebracht habe? Der Kuckuck weiß, in welcher Gesellschafts- scheidt man solche verrückte Phantasten zu suchen hat, unter meinen Bekannten steckt er entschieden nicht. Ich glaube, der Kerl verstellt überdies seine Handschrift! Eigentlich, um die Wahrheit zu sagen, bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß es besser ist, wenn die Sache unaufgeklärt bleibt. Ich bin Menschen- und Mädchen- kenneur genug, um zu wissen, daß der entlarvete Verehrer Dir bei weitem gefährlicher wäre als der Unbekannte, Namenlose, der mit geschlossenem Bistir an Dir vorüber- geht. Kennst Du ihn erst, so würde auch sofort ein gewisser Magnetismus in Kraft treten: das Augenspiel, das Köpfschwendeln, Kotwerden und so weiter würde beginnen und schließlich wärest Du im Stande, Dich ernst- haft in den Laffen zu verlieben.“

„Und wäre denn das so sehr vom Uebel, wenn der Gegenstand meiner Liebe ein so edler, begabter, geistig hochstehender Mensch wäre, wie seine Gedichte es vermuten lassen?“

„Bah, das Papier ist geduldig und schöne Worte sind wohlfeil und beweisen rein gar nichts!“ brummte Erich verächtlich. Er sah einen Augenblick finster vor sich hin, plötzlich lachte er laut auf. „Ich glaube gar, ich sehe Gespenster am hellen Tage,“ rief er aus, „und ich weiß ja doch, daß mein guter Kamerad viel zu klug ist, um sich von einem Irrlicht in den Sumpf locken zu lassen! Behalte Du ihn denn in Gottes Namen, diesen rosenroten Unsinn, wenn er Dir Freude macht, Miezchen, ich gebe Dir meine hochobrigkeitliche Bewilligung dazu! Solch kleine Mädchen müssen in einem gewissen Alter etwas haben, das ihnen die Puppen ersetzt, und so ein heim-

licher, unschuldiger Liebeshandel, von dem niemand nichts weiß, ist ihnen ja furchtbar interessant, und am Ende ist's ein Zeitvertreib wie ein anderer!“

Er warf ihr, ärgerlich auslachend, Brief und Umschlag in den Nährkorb. Dann suchte er, rasch abspringend, alle seine Spässe und Redereien hervor, mit denen er Marie sonst so herzlich lachen machte. Diesmal versingen sie nicht, das Mädchen blieb einsilbig und zerstreut. Sie schmolte.

Weihnachtszeit — sel'ge Zeit! — Erich war schon wieder zu Hause, für kurze Wochen nur, aber nun galt es, die Feiertage gehörig auszunützen. Er war ein organisatorisches Genie und wußte selbst die schwerfällige Mama aus dem Verwandtenkreise für ein Kränzchen zu Gunsten der Bäschen- und Betterschaft zu begeistern, wobei Marie als Adoptivbäschen überall fröhlich mittanzte. Ein solenner öffentlicher Subscriptionsball bildete den Schlüsselpunkt und Knalleffekt dieses fröhlichen Treibens, so ein eigentlicher, wirklicher Ball in großer Toilette, wie Marie ihn bisher bloß geträumt, aber noch nie miterlebt hatte. Sie sah reizend aus an dem Abend: eine Fülle von zarten Heckenrosen schmückte das lustige Gewand von weißem Spitzenstoff und die knappe, tief ausgeschnittene Niedertaille von glänzendem Atlas; ein paar zierliche Knospen und Blüten stahlen sich zwischen den krausen blonden Haaren hervor, die ganze Erscheinung gemahnte selbst an eine frisch aufgeblühte Rose. Erich war sehr stolz auf sie und erhob sie sofort zur Ballkönigin, indem er, als Hauptarrangeur des Festes, den Reigen mit ihr eröffnete und ihr beinahe nicht von der Seite wich. Sie ließ es sich eine Zeit lang ruhig gefallen, dann aber fing sie an, sich zu ärgern, daß er sie so gänzlich mit Beschlag belegte, als hätte er ein Recht auf sie oder als wäre er eigens zu ihrem Mentor bestellt. Sie beschloß, sich zu rächen.

Zum Schluß des schönen Abends gab es einen Damen- walter. Erich hatte sich, die Hände auf den Rücken gelegt, Marien gegenüber aufgespanzt, in ruhiger Erwartung, daß sie kommen würde, ihn zum Tanze zu holen; das war ja natürlich und selbstverständlich. Richtig, da kam ja auch seine kleine Ballkönigin bereits auf ihn losgesteuert, leicht und anmutsvoll wie immer! Er stellte sich in Possitur und blickte ihr, mit siegesgewissem Lächeln auf dem fröhlichen Angesicht, entgegen. Jetzt stand sie vor ihm, aber — anstatt sich freundlich bittend vor ihm zu verneigen, schwenkte sie plötzlich seitwärts nach links und einen Augen- blick später schwebte die schneeweiße Wolke an dem verblüfften Erich vorüber im Arme eines hochgewachsenen, schlanken jungen Mannes mit schwarzen Augen und langem, dunklem Haar. Ein silberhelles Lachen klang aus Ohr des Ver- schmähten, dann hatte das Paar sich unter den Tanzenden verloren.

Erich war errötet bis unter die Haarwurzeln. „Warte nur, Du kleine Hexe, das sollst Du mir büßen!“ mur- melte er zwischen den Zähnen; dann gestellte er sich rasch zu einigen nichtanzehenden Herren, die schonungslos genug waren, seine Niederlage, die sie schadenfroh mitangesehen hatten, für den Augenblick totzuschweigen.

„Aber was in aller Welt ist Dir denn eingefallen, den Ritter Toggenburg, der Dir meines Wissens nicht einmal vorgestellt war, zum Tanze aufzufordern und dafür Deinen getreuen Schildknappen Erich so schändlich zu lassen? Gib acht, das nimmt der Dir furchtbar übel!“ meinte Tildi, Mariens beste Freundin, als beide Mädchen sich nach dem Damenwalter hochaufatmend wieder auf ihren Polsterstühlen niederließen.

„Meinetwegen!“ lachte Marie gleichmütig, „Strafe muß sein, Tildi! Erich behandelt mich ja den ganzen Abend wie sein Privateigentum — so auffällig — vor all den vielen Leuten! Dagegen muß ich denn doch feierlich und öffentlich protestieren!“

„Aber wenn sich der Ritter Toggenburg nun etwas darauf einbildete, daß ihn die ‚Ballkönigin‘ ebenso auf- fallend zur Damentour, die von Gottes und Rechts wegen dem Cavalier du jour zukommt, geholt hat?“

„Der Ritter Toggenburg, Tildi? Warum nennst Du ihn eigentlich Ritter Toggenburg?“

„Ei, stand er denn nicht den ganzen Abend da drüben am Pfeiler wie eine Bildsäule und starrte gerade so un- verwandt zu uns herüber, wie weiland der unglückselige Ritter Toggenburg nach dem Fenster seiner Angebeteten!“

„Und so sah er, eine Leiche,
Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
Stille Antlitz sah!“

bellamirte Tildi übermütig.

Marie lachte hinter ihrem Fächer.

„Ei, das hat wohl Dir gegolten, Tildi!“

„Mir? Du bist ja recht gütig, Mariechen!“

„Warum? Wer ist er denn?“

„Du lieber Gott, eine ‚Krämerseele‘, um mit Better Erich zu sprechen, seines Zeichens ein angehender Leder- händler, der in der Austraße bei Klingemann und Compagnie Juachten und dergleichen studirt. Nein, nein, ich danke schön für Backobst, Marie! Ich bin mir zwar sehr wohl bewußt, daß ich keine so hohen Ansprüche machen kann wie Du, verwöhntes Schöfkind des Glücks, aber in

ledernen Handelslehrlingen mache ich einstweilen trotzdem noch nicht! Hat der Bewußte sich Dir aber beim Tanzen nicht vorgestellt? Das wäre ja wider alle Lebensart!“

„O ja, er nannte mir irgend einen Namen, der mir aber entfallen ist.“

„Nun, so erfahre denn, daß Dein Ritter Toggenburg auf den Namen Ruthorth hört, aber im Grunde Charles Morin heißt. Er soll der Sohn eines Franzosen sein, der sich seinerzeit mit einer bildschönen jungen Frau vorübergehend hier aufhielt und sich aus unbekanntem Gründen in hiesiger Stadt erschossen hat. Kurz nach dem tragischen Ende ihres Gatten verschwand die Frau aus der Gegend, das heißt, sie empfahl sich auf französisch, mit Hinterlassung beträchtlicher Schulden und eines kleinen Knaben. Eine kinderlose Witwe Namens Ruthorth, in deren Hause die Fremden gewohnt hatten, erbarmte sich des Verlassenen, erzog ihn wie einen eigenen Sohn und setzte ihn schließlich zum Erben ihres bescheidenen Ver- mögens ein. Auf ihren Wunsch wurde er, was er ist, nämlich Kaufmann in Leder. Da hast Du die ganze Geschichte des steinernen Gastes mitsamt ihrem romantischen Anfang und alltäglichen Ende.“

„Aber woher kommt Dir so genaue Kunde von all dem, Tildi?“

„Mein Tänzer von vorhin, der sich mit mir nicht wenig über Deine sonderbare Wahl wunderte, hat mich so allwissend gemacht. Begreift Du nun, Marie, was Du für einen Bock geschossen, indem Du den ganzen schönen blauen Donauwalzer an diese fragwürdige Persön- lichkeit verschwendet hast? Und dazu hast Du Dich erst noch so eifrig mit ihm unterhalten! Worüber spricht ihr denn so angelegentlich?“

„O Tildi, er war so furchtbar komisch!“ lachte Marie.

„Er schwahte alles mögliche an mich hin, allerlei närrisches, weltchmerzliches Zeug, das ich kaum verstand: von ver- fehlter Bestimmung, verpfushtem Leben, von unerreich- baren Zielen und unbefriedigten Seelen- und Geistes- bedürfnissen!“

„Und was hast Du ihm geantwortet?“

„Ich? O, ich sprach sehr gediegen! So ungefähr, wie unsere hochweife Pensionsvorsteherin seligen An- gedenkens. Ich wies auf seine Jugend hin, sagte, daß man in seinen Jahren noch nicht verzweifeln dürfe an der eigenen Kraft und glücklichen Gestaltung seines Schicksals, ich riet ihm, umzufatteln, wenn sein Dasein ober Lebens- beruf ihn nicht befriedige, und prophezeite ihm, zum Lohn für ernstes Streben auf neuer, selbstgewählter Bahn, die Erfüllung seiner Wünsche, das endliche Erreichen seiner ihm zur Stunde so unerreichbar scheinenden Ziele. Es war solch ein wunderliches Ballgespräch, Tildi, rein zum Totlachen, und der gute Mensch nahm es ganz ernsthaft!“

„Und haben sich das gnädige Fräulein nun auch gründ- lich in Ledersorten und Preisen orientirt? Wie hoch steht wohl gegenwärtig prima Kalb, meine Verehrteste?“ sprach auf einmal eine satirisch klingende Stimme dicht neben den beiden Mädchen. Erich stand an ihrer Seite, seinen hübschen Mund unspitzte ein triumphirendes Lächeln und seine Augen blühten.

„Weißt Du was, Erich, ich habe mich mit Herrn Ruthorth viel besser und gediegener unterhalten als je mit einem gewissen hochwohlgeborenen Herrn Studenten der Jurisprudenz!“ entgegnete Marie kampfbereit. „Ich ver- sichere Dich, Herr Ruthorth ist ein ganz gebildeter, netter junger Mann!“

„Freilich, freilich, und er soll sogar Gedichte machen, wunderschöne Gedichte, Marie!“ spottete Erich, indem er das Mädchen herausfordernd und augenzwinkernd ansah. Sie fuhr empor.

„Was soll das heißen, Erich?“

„Das soll heißen, daß Dein mysteriöser Dichter sich in einen simplen Lederhändler von höchst obscurer Her- kunft entpuppt hat!“ flüsterte er ihr zu. „Ich gratulire Dir von Herzen zu Deiner Eroberung!“

Er lachte laut und drehte mit spitzen Fingern an den Enden seines Schnurrbärtchens.

Marie war ganz blaß geworden.

„Der — mein Dichter? — Es ist unmöglich, Erich, rein unmöglich!“

„Weßhalb denn, kleines Fräulein? Leder und Dicht- kunst haben sich ja von uralter her prächtig zusammen vertragen, Du weißt ja:

„Dass Sachs war ein Schuh-
Macher und Poet dazu!“

warum sollte ein Lederhändler nicht ebenso gut dichten können als ein Schuster?“

„Erich, Du bist garstig!“

„Findest Du das wirklich? — Ja, siehst Du: ‚Wie's in den Wald schallt, so schallt's heraus!‘ Wenn man einen guten Freund absichtlich vor den Kopf stößt, da stößt er eben wieder!“

„O, Du willst Dich also bloß rächen, und das alles ist wieder einer Deiner zarten Scherze mir gegenüber!“

„Thut mir leid; was ich Dir sage, ist diesmal die pure, lederne Wahrheit.“

„Aber wie kannst Du wissen, Erich?“

„Ei nun, man erzählt eben oft unerwarteterweise ganz merkwürdige Dinge, während man als Verschmähter dasteht und zusieht, wie andere Leute übermütig an einem

vorübertanzen und einen behandeln, als wäre man lauter Luft für sie. Wie ich zu dieser hochinteressanten Kenntnis gekommen, ist übrigens meine Sache, und meine Sache ist es nun auch, Deinen Ritter vom Kalbsfell zur Rechenschaft zu ziehen für seine dreisten anonymen Zusendungen!"

"Das wirst Du nicht thun, Erich, liebster, bester Erich, ich bitte Dich darum!" flüsterte Marie angstvoll und hastig, indem sie seinen Arm umklammerte.

Er sah sie mit einem langen, fragenden Blick an. "So? — Du bittest mich darum? — Und so flehentlich? — Ei, ei, Marie!"

"Nun ja, ich möchte um keinen Preis, daß irgendwelches Aufheben darüber gemacht werde, ich will nicht, daß er weiß, daß ich — es wäre so unangenehm, und ich — ach, Erich, ich schäme mich so schon so furchtbar!"

"Du schämst Dich? Nun, gottlob, daß Du Dich schämst! Das ist wahrhaftig das erste vernünftige Wort, das ich diesen ganzen Abend von Dir höre!"

"Erich, Du bist wirklich abscheulich!"

"Und Du bist wirklich ein thörichtes kleines Mädchen, das sich jetzt hübsch von mir zur Mama führen läßt! Die verehrten Fliegen da drüben an der Wand, die man mit dem Sammelnamen 'Ballmütter' zu bezeichnen pflegt, blasen schon seit geraumer Zeit zum Ausbruch und schwirren zum Teil bereits in den Garderoben herum!"

Er nahm ihren Arm in den seinen, um sie in den anstößenden Saal zur Mutter zu führen. An der Thüre wandte Marie den Kopf zurück. In der Fensternische stand der junge Ruthor; seine dunklen Augen starrten, während er sich tief vor ihr verneigte. Sie errödete und bewegte leise grüßend den hübschen Kopf. "Gute Nacht, mein Dichter!" dachte sie, "gute Nacht, du schöner Traum!"

"Weißt Du auch, daß Dein Ritter Toggenburg plötzlich von der Bildfläche verschwunden ist?" fragte Tildi ein paar Wochen später, als sie mit Marie zufällig an der Klingemannschen Lederhandlung vorüber ging.

"Wer sagt das, Tildi?"

"Ei, mein Bruder erzählte es neulich bei Tische. Er muß kurz nach dem Ball, wo Du ihn so auffallend bevorzugt hast, sein Bündel geschnürt haben. Es heißt, er wolle auf seine alten Tage noch anfangen zu studiren und sei zu diesem Zweck nach München abgegangen. Findest Du das nicht komisch?"

"Sehr komisch!"

"Wer weiß — am Ende die Folge eures Ballgesprächs?"

"Ach, warum nicht gar, Tildi! Es war ja alles nur Scherz!"

Frühling war's; die Veilchen hatten verblüht, es ging schon gegen den Maimonat, da stand Erich eines Morgens abschiednehmend neben Marie im Garten unter dem Lindenbaum. Der Tag seiner Abreise für die projektierte lange Berlinzeit war gekommen.

"So scheiden wir denn als die alten Freunde, nicht wahr, kleiner Kamerad?" sagte der junge Mann weich, indem er des Mädchens Hand ergriff und festhielt.

"Gewiß," entgegnete sie, mit feuchten Augen zu ihm aufblickend, "aber eines mußt Du mir versprechen, Erich!"

"Daß ich recht viel an Dich denken soll?"

"Ach nein, so anspruchsvoll bin ich nicht, aber daß Du mich nicht mehr so grausam necken und quälen willst, wenn Du erst als großer, fertiger Mann wiederkehrst."

"Das ist ein schwieriger Fall, Marie, versprechen kann ich Dir's wohl, aber das Halten wird mir sauer werden!"

"Warum?"

"Was sich liebt, das neckt sich eben, Kind!"

Sie wurde sehr rot.

"Ich muß gehen," sagte sie hastig, "die Mutter könnte mich vermissen. Leb denn wohl, Erich, und — daß Du's nur gleich weißt: heute nenne ich Dich zum letztenmal, Du' und 'Erich' — wenn Du wiederkehrst, werde ich 'Sie' und 'Herr Doktor' zu Dir sagen!"

Er sah sie lächelnd an.

"Wirklich? Nun, das werden wir ja sehen! Und wie glaubst Du wohl, daß ich Dich alsdann nennen werde?"

"Wie? Ei, hoffentlich 'gnädiges Fräulein', wie die anderen Leute auch, oder doch wenigstens 'Fräulein Marie!'" meinte sie und blickte ernsthaft zu dem hochgewachsenen jungen Mann empor.

Er nahm ihr Gesichtchen zwischen seine beiden Hände, sah tief in den blauen Himmel ihrer Augen hinein und neigte sich dann zu ihrem Ohr.

"Nein, Mariechen," flüsterte er, "ich werde noch viel höflicher sein! Wenn ich wiederkomme nach zwei Jahren, dann nenne ich Dich nicht anders als —"

"Nun, wie denn?"

"Meine liebe, liebe, kleine Frau Doktorin!" sagte er sehr rasch. Er hatte sie an sich gezogen und sie fühlte einen heißen Kuß auf ihrer Wange brennen, dann stand sie allein unter der Linde mit den leichten, frühlinggrünen Blättern.

Sie drückte die Hand gegen ihr stürmisch pochendes Herz. Nun hat er mich geküßt — geküßt! Wie schrecklich! Ob ich nun wohl an ihn gebunden bin, weil er

mich geküßt hat? Ach Gott, und ich habe mich doch frei halten wollen!"

Sie eilte zum nahen Brunnen und hielt das glühende Antlitz unter den Wasserstrahl. "Wenn sich's doch abwaschen ließe! Es war gottlob nur die Wange!" dachte sie. Plötzlich lachte sie leise in sich hinein und ihre Lippen flüsterten fast unbewußt: "Frau Doktorin, Frau Doktorin! und ihr war, als klänge und sänge es ihr im Herzen wieder: „Frau Doktorin, Frau Doktorin!“

Zwei Jahre! Das ist eine lange Zeit, da kann sich vieles ereignen. Es ereignete sich auch etwas Wunderbares: mitten im Sommer, als die Rosen blühten, war wieder ein Brief gekommen — rosenfarben wie seine Vorgänger — und wieder waren die Verse, die er enthielt, an „Marie, die Herzenskönigin“ gerichtet. Diesmal war es aber kein Stadtpostbrief, er trug vielmehr den Poststempel München, und Marie zerbrach sich auch den Kopf nicht mehr über den Absender, sie wußte, daß das Schreiben von ihrem Dichter kam, wußte, wer dieser war, wie er hieß und ausah. Sie hätte sich gern wieder geschämt, allein die Verse kamen ihr herrlicher vor als alle früheren; wer weiß, vielleicht erschienen die Gedichte an die „Herzenskönigin“ später noch einmal in einem Bündchen Lyrik in altdeutscher Einbandbede mit Goldschnitt. Nein, wahrlich, sie hatte eher Grund, stolz zu sein, als sich zu schämen über eine so ehrfürchtige Liebe, die seit drei Jahren still fortbrannte, ohne jegliche Nahrung von ihrer Seite. Das war so poetisch, wie es kaum in Büchern vorkam, geschweige denn im nüchternen Leben. Marie hätte so gerne dafür danken, hätte dem Dichter so gerne zum Lohn für sein stilles Minnwerben ihre Freundschaft anbieten mögen. Das war doch gewiß erlaubt und eigentlich sogar ihre Pflicht. Sie überlegte einen Augenblick, atmete aber erleichtert auf, als ihr plötzlich einfiel, daß es doch allzu gewagt wäre, einen so wichtigen Brief ohne genaue Kenntnis der richtigen Adresse, gleichsam ins Blaue hinein, nach München zu schicken. Und die Möglichkeit, daß sie sich in der Person des Dichters schließlich doch täuschen konnte, war ja auch gar nicht ausgeschlossen.

"Es wird nicht sein sollen," dachte sie, als sie das zuletzt empfangene Gedicht zu den anderen in ihr geheimes Schuttschloß legte, "und vielleicht ist es besser so!" Sie trat ans Fenster und blickte träumerisch über das grüne Land hinaus. "Wer du auch seist, mein Dichter, möge es Dir immerdar gut gehen!"

(Schluß folgt.)

Eine Sultansbotschaft in Marokko.

(Bild S. 100.)

Unser Bild führt die Leser nach Marokko, um dort eine ganz eigenartige Situation zu veranschaulichen, eine echt orientalische. Bekanntlich hat der Sultan von Marokko vor nicht langer Zeit eine schwere Krankheit durchzumachen gehabt, die ihn an den Rand des Grabes brachte; er genas jedoch, und jetzt wurde dies Ereignis im ganzen Lande feierlich verkündet. Dies geschah auf folgende Weise: Die Einwohner der Städte und Dörfer wurden in die größte Moschee zusammenberufen, und dort las der erste Priester dieses mohammedanischen Tempels ein ihm zugehändertes Schriftstück vor, das lautete: „Es gibt nur einen Gott und Mohammed ist sein Prophet. Unser Herr und Gebieter Muley Hassan, welchen Gott uns noch viele Jahre erhalten möge, kündigt allen Gläubigen an, daß mit Hilfe des Allmächtigen er wieder vollständig gesund geworden ist. Gott und Mohammed beschütze ihn!“ Daraufhin neigten die Zuhörer ehrerbietig die Häupter, und indem sie mit gedämpfter Stimme „Sidna! Sidna!“, was bejagen will: „Unser Herr! Unser Herr!“, riefen, verließen sie mit über der Brust gekreuzten Armen demütig die Moschee. — Den Moment der Vorlesung dieser eigenartigen Verkündigung in der Moschee von Saffi gibt unsere Illustration sehr wirkungsvoll wieder.

Die Kontrolleerversammlung in Berlin.

(Bild S. 109.)

Ordre. Der Befreite Soundso, Wohnung da und da, wird hiedurch beordert, sich zur Kontrolleerversammlung an dem dem Datum, morgens 8 Uhr auf dem Sammelplatz einzufinden. Die Nichtbefolgung der Ordre wird nach den Befehlen bestraft. So lautet der Schein, welchen ein Schutzmann oder eine Ordronanz dem Berliner Reservisten in das Haus trägt. Am Bestelltag — im November und April, zweimal des Jahres — von der Weckuhr aus schönem Schlafe gerissen, wird das Frühstück hastig eingenommen, denn der Sammelplatz ist oft weit entfernt, besonders wenn man erst kürzlich die Wohnung gewechselt, also daß man von SO. zum Beispiel nach NW. der Metropole zu traben hat. An Ort und Stelle — gewöhnlich der Exercierhof eines der in Berlin garnisonierenden Garderegimenter — angelangt, findet man schon Scharen der Kameraden im Alter von 24—37 Jahren versammelt, denn es ist ein Novembermorgen und die Landwehrmänner sind ebenfalls zur Kontrolle erschienen. Punkt 8 Uhr erhält das Kommando: „Angetreten“, und jahrgangweise formiert sich die Masse in drei Gliedern; der älteste Jahrgang auf dem rechten Flügel. Jedes Glied der vorher ziemlich geräuschvollen Menge benimmt sich jetzt sehr still, denn die Mannschaft steht unter dem Kriegsgeleit, und alle Bergehen

werden darnach bestraft. Während der Feldweibel die Namen aller verliest, um die Fehlenden zu notiren, betrachten wir uns die Erschienenen genauer. Wie es im Staate allgemeiner Dienstpflicht nicht anders sein kann: Männer aller Stände sind hier versammelt. Neben dem Arbeiter, dem Manne aus dem Volke, sieht man Beamte, Juristen, Künstler. Die Uniform des Gerichtsboten neben der des Drochsenkutschers und des Portiers. Die Größenverhältnisse der einzelnen machen die Sache für das militärische Auge sehr spaßhaft. Neben einem ehemaligen Riesen der Leibcompagnie des 1. Garderegimentes steht der kleine frühere Füsilier der 12. Compagnie der Fünfunddreißiger. Die Dimensionen eines reichgewordenen Schlächtermeisters spotten jeder Beschreibung, sein Nachbar, der Schneidermeister X., ist neben ihm nicht zu erblicken, und vergebens versucht der Feldweibel auf das jetzt gegebene Kommando des Hauptmanns „Richt euch!“ eine wenigstens passable gerade Linie herzustellen, des Schlächtermeisters Bauch ist immer eine Meile vor. Endlich steht die Masse, die Unteroffiziere vor der Front formiren sich, der Hauptmann, umgeben von den erschienenen Reserveoffizieren (Sommerleutenants genannt), tritt vor die Leute und macht auf irgend welche nicht genügend beobachtete Bestimmungen aufmerksam. Er läßt zum Kreise rechts und links schwenken und dann vom Feldweibel die Kontrollebestimmung: und die Kriegsgeleit vorlesen. Nach Beendigung dieser für alle Teile höchst langweiligen Formalität wird wieder Linie formirt, der Hauptmann gibt Befehl zum Abdrücken und auf der Straße löst sich der Trupp auf, dieser schleunigt nach seinem Geschäfte eilend, jene hingegen, Kameraden aus gemeinsamer Dienstzeit, frischen in einer benachbarten Bierstube die alten Erinnerungen wieder lebhaft auf. Die Unglücklichen aber, welche veräusert hatten, sich heute zur Kontrolle einzufinden, wandern andern Tages ohne Gnade alleamt auf drei Tage in das Militärgewahrsam zu „Vater Philipp“, wie die hiesigen Soldaten jenes unheimliche Gebäude in der Lindenstraße scherzhafter Weise getauft haben.

Angreifende Kosaken.

(Bild S. 164.)

Die Kosaken gehören zu der originellsten Waffe des russischen Heeres. Sie sind im Auslande fast mythische Figuren. Aus den Erzählungen unserer Großväter taucht noch oft eine derartige halbweide Gestalt auf von den Horden, welche damals Norddeutschland überfluteten und durch Raubrit, Gutmüthigkeit und wilden Mut Grauen hervorriefen und in Ersauern versetzten. Heute sind auch diese Kosaken größtenteils eine gut geschulte Kavallerie, obwohl sie vieles von ihrer einstigen Eigenart behalten haben mögen. Vor allem sind sie ausgezeichnete Reiter und ihr Ansturm deshalb von außerordentlicher Kraft. Unser Bild zeigt einen derartigen Kosakenansturm auf eine Schanze bei einem russischen Manöver nach den Aufnahmen eines Zeichners, der den Angriff mitgemacht.

Essenszeiten.

„Wohl dir Land, des Fürsten zur rechten Zeit essen!“ ruft Salomo aus, wohl im Hinblick darauf, daß die Allen ihre größten Mahlzeiten gern bei Nacht hielten, damit man ihre Trunkenheit nicht sehen sollte. Dies geht unter anderem aus dem ersten Briefe an die Thebalonier (V. 7.), sowie aus Mattthäus (22, 13.) hervor. Auch das berühmte Fest des Belshazar, von dem Daniel spricht, war ein Nachfest. Im 14. Jahrhundert ah der König von Frankreich um acht Uhr des Morgens zu Mittag und ging mit den Hühnern schlafen. Zur Zeit Philipps des Guten hieß es:

Steh auf um fünf,
Iß zu Mittag um neun,
Zu Abend um fünf,
Sch zu Bett um neun.

Und du wirst leben der Jahre neunundneunzig.“

Unter Heinrich IV. und Ludwig XIV. ging man um elf zu Tische; unter Ludwig XV. um zwei Uhr, und dieser Gebrauch dauerte bis zur großen Revolution. Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts pflegte der König von Spanien dagegen um zwölf Uhr zu Mittag zu essen und nach ihm richtete sich auch der Unterthan. In England frühstückten die Leute von gutem Ton unter der Regierung Heinrichs VIII. um sieben Uhr und aßen um zehn Uhr des Morgens zu Mittag. Zur Zeit der Königin Elisabeth dagegen ah man um elf Uhr zu Mittag und zwischen fünf und sechs Uhr zu Nacht, eine Zeit, in der man sich heutzutage in England kaum zum Mittagessen setzt. Von einem Staatsmann wird übrigens erzählt, daß er sich einst um halb neun Uhr zum Nachtessen bei dem Kanzler Eldon zu Tische setzte, aber vor zehn Uhr aufstand, um sich zu Georg IV. zum — Mittagmahl zu begeben. In Frankreich ist sechs Uhr die Stunde des Mittagessens. Es herrschte jedoch bis auf unsere Zeit die schlechte Sitte, daß man in vielen Häusern erst eine Stunde nach derjenigen der Einladung erschien, so daß Gastropfphen, die fürchteten, durch solchen Aufschub gewisse Speisen verdorben zu sehen, entweder auf die Einladungskarte neben die Stunde setzten: „Un quart d'heure de grace pour les dames“ oder „l'heure militaire“, im letzteren Falle wurde mit dem Schläge der Uhr angerichtet. Ein Dignität meinte, daß die Franzosen durch das ewige hinausschieben der Stunde des Mittagessens damit endigen würden, erst den folgenden Tag zu Mittag zu essen. Lord Minto, der ehemalige englische Gesandte in Berlin, wollte diese Unsitte an der Tafel des sehr pünktlichen Königs nachmachen, fand aber den Hof bei Tafel. Die Deutschen aßen bis zur französischen Revolution fast durchweg um zwölf Uhr zu Mittag, bis wir durch eine spätere Stunde einen längeren Morgen gewannen. Jener Philosoph hatte ganz recht, der, als man ihn fragte, welches die beste Zeit zum Essen sei, zur Antwort gab: „Für Reiche, wenn sich der Hunger einstellt, und für Arme, wenn sie etwas zu essen haben.“

Alfred Steigner.



Was der Postillon erzählt . . . Originalzeichnung von J. R. Weyle.

Jetzt langt's!

(Büd S. 161.)

Sie haben manch lange Jahre nun schon
Den wohnigen Trümmern gehagt,
Und haben manch saure Wochen hindurch
Den Groschen zum Groschen gelegt.

Und Sonntags zählten der Hans und die Gret
Den Schatz, ob's genug möcht' sein:
Die Chaler fürs Hänschen, die Chaler fürs Bett,
Die Chaler fürs Ackerlein.

Ein Herbst war gekommen, in felt'ner Füll'
An Rebe und Aesten prangt's.
Und wie der letzte des Segens verkauft,
Da nickte die Grete — jetzt langt's!

Wer ist sie?

Roman

von

Hans Wachenhusen.

19. Auf Strandwache.

Nach Monate waren verfloßen, eine ereignissschwere, große Zeit, während welcher sich die siegreichen deutschen Heere nach Frankreich hineingewälzt. Der Winter, ein für die Armeen empfindlich kalter Winter, war zu Ende gegangen, die ersten Frühlingstürme bliesen an der französischen Küste des Kanals, der sich wieder belebte, denn der Friede war eben in Versailles geschlossen; die preussische Strandbesatzung, die den Import von Waffen zu verhindern die Aufgabe hatte, rüstete sich indes noch nicht zum Aufbruch, da sie die Zahlung der ersten Rate der Kriegsschadigung abzuwarten die Aufgabe hatte.

Um diese Zeit, in der ersten Woche des März, steuerte, von England kommend, als eins der ersten Schiffe des verbotenen Ufers, eine zierliche Dampfjacht auf den bekannten Babelot Dieppe zu, warf bei der Mündung des Arques den Anker, und das Boot derselben trug eine Stunde darauf drei Personen, zwei Damen und einen älteren Herrn, ans Land.

Ein preussisches Pilet hatte noch wie bisher die Strandwache hier, jeden Augenblick der Abberufung von diesem vergessenen Posten gewärtig. Der daselbst kommandierende Lieutenant, in Feldmütze und von den Strapazen des Krieges ziemlich mitgenommener Uniform, legte den Stecker an die Augen und schaute von dem erhöhten Ufer bei der Landebrücke auf das Schiff hinaus.

„Engländer!“ brummte er dem neben ihm stehenden Fähnrich zu, die Nationalität an der Tracht des Herrn in dem Boot erkennend. „Seht uns alles hier nichts mehr an; ich wollte, man zöge endlich den langweiligen Posten ein!“

Gleichgiltig hob er den Feldstecher in das Futteral zurück und schritt gelangweilt am Ufer hin.

„War doch ganz amüsant zuweilen in letzter Zeit, wenn die blonden, stuhmäßigen Wässer hier vorüberdampften oder neugierig landeten, um sich die Preußen anzusehen!“

Der Fähnrich ließ das Boot nicht aus den Augen, weil es augenscheinlich vornehme weibliche Gestalten trug, deren ihm während des Feldzuges selten zu Gesicht gekommen waren, weil alles, was dazu im Stande, vor den Siegern die Flucht ergriffen. Er hielt sich in der Nähe der Brücke und warf zuweilen neugierige Blicke auf das blaue Wasser hinaus.

Endlich näherte sich das Boot auf der spiegelglatten Fläche und fuhr in die Mündung ein.

„Herr Lieutenant, sollen wir noch nach Legitimationen fragen?“

Damit trat der Unteroffizier an diesen heran.

„Ist ja Friede! Haben kein Recht und keine Instruktion mehr dazu!“

Auch der Lieutenant lenkte in den hohen, von durch Regen erweichtem Lehm Boden bekrusteten Feldstiefeln seine Schritte zur Brücke, an der das Boot schon lag. Er sah, wie der Fähnrich in galanter Zuorkommenheit einer älteren Dame in einem mit Zobel besetzten Mantel die Hand reichte, um sie aus dem Boot zu heben, und erkannte unter dem Schleier ihres Hutes ein vornehmes Antlitz, das er hier am Ufer bei anderen englischen Besuchern schon gesehen zu haben meinte.

Er salutirte artig und trat auf der Brücke beiseite. Inzwischen hatte der Fähnrich auch der andern schon die Hand gereicht. Diese sprang elastisch auf die Brücke, stand aber, als sie der älteren folgen wollte, regungslos da und starrte unter dem nur bis zu den Lippen reichenden Schleier auf die beiden Offiziere.

„Heaven, it is you, Mister Norbert!“ hörte er vor sich ausrufen. Eine kleine Hand in feinen Glacé schlug zugleich den Schleier zurück und zeigte ihm ein gewiß nicht nur von der scharfen Seelust hochgerötetes Antlitz, wäh-

rend der alte Herr mit Schwierigkeit vom Fähnrich auf die Brücke gezogen ward.

Norbert mit seinem von Wetter und Mühsal gehärteten und gebräunten Gesicht stand da wie von Ueberraschung erstarrt, denn Ellen war's, die er da vor sich sah; Ellens helle, liebe Augen lächelten ihn so freundlich, so harmlos an, als sei all das nicht vorgefallen, was sich bei ihrem Anblick so unvergeßlich ihm aufdrängte. Fast willenlos nahm er die kleine Hand, die sie ihm reichte, und da erst suchte er zusammen, seine Augen leuchteten; er preßte mit beiden Händen die ihrige.

„Ellen!“

Das war alles, was er hervorbringen vermochte, aber es lag dabei sein ganzes Herz in der Stimme.

„Mylord, Mister Norbert, von dem ich Ihnen erzählte!“ wandte sie sich, seine Hand noch haltend, an den alten Herrn, der eben die Brücke verlassen wollte. „My lady“ rief sie, als die alte Dame sich erstaunt zurück wandte, „erkennen Sie ihn nicht mehr? — O, ich wußte, Mister Norbert,“ wandte sie sich so froh wieder an diesen, „ich wußte, daß Sie in dem schrecklichen Kriege, denn ihr seid ja alle Soldaten! Ich las in Brighton, wo wir den Winter verbrachten, die deutschen Zeitungen, ich las Ihren Namen unter den Verwundeten und war recht traurig, recht sehr besorgt um Sie, aber,“ setzte sie, auf das Kreuz an seiner Brust deutend, lächelnd hinzu, „ich las dann, daß Sie das da erhalten, und war recht stolz auf Sie! — Aber kommen Sie,“ unterbrach sie sich, als die alte Dame ungeduldig wartend da stand und Lord Clinton gelangweilt auf die umstehenden Soldaten hinschaute, „My lady will sich nur überzeugen, ob ihre Gattin da drüben“ — sie zeigte das Flugufer hinab — „nicht während des Krieges arg gelitten, — Sie werden ihr sicher willkommen sein!“

Norbert, noch kaum im Stande, sich zu fassen, blickte verlegen auf das kleine, hübsche Landhaus. Es war daselbe, in welchem der Strandposten und somit auch er seit Monaten Quartier genommen.

„Ich will hoffen, Ellen, daß die Lady uns nicht allzu böse sein wird,“ sagte er kleinlaut. „Wir haben es geschont nach Möglichkeit, aber wir waren eben im Kriege.“

„O, wir werden ja nur eine Stunde hier verweilen,“ sagte sie, wie ihm zum Trost, und doch war's gerade das, was ihn schmerzlich bewegte. „Wir wohnen nur für den Winter in Brighton drüben und sobald der Sommer kommt, sind wir wieder auf dem Kontinent, um...“

Sie schwieg plötzlich, sichtbar tief verstimmt durch eine trübe Erinnerung, die sich erst jetzt in die Freude des Wiedersehens mischte. Beschämt senkte sie das Antlitz und eilte den beiden anderen nach.

Lady Clinton empfing Norbert mit vornehm artiger Zurückhaltung; auch sie mochte sich seiner und damit auch des damals Vorgefallenen erinnern. Sehr wortarm schritten sie auf das zierliche Landhaus zu, dessen Erdgeschoss der Posten als Quartier benützte. Der Verwalter, ein Franzose, kam ihnen sehr erregt entgegen, sich, da doch der Friede schon ausgesprochen, über die „Prussiens“ beklagend, und führte sie zwischen zum Abmarsch gepackten Tornistern und auf Stroß sitzenden Soldaten die Treppe hinauf, wo man alles unberührt fand.

„Never mind!“

Das war alles, was die Lady dem Verwalter antwortete, aber doch verletzt in ihrem weiblichen Gefühl durch die Soldatenwirtschaft im Hause, sprach sie leise einige Worte zu Ellen, die diese mit niedergeschlagenen Augen anhörte.

„My lady dankt Ihnen,“ sagte sie, ebenso mit gesenktem Blick und mit traurig bewegter Stimme, zu Norbert tretend, der sich damit verabschiedet hielt, und: „Wir sehen uns wieder!“ flüsterte sie mit einem flüchtigen halben Blick ihm zu; dann folgte sie der Lady in die übrigen Zimmer.

Norbert stand noch einige Sekunden da. Er war also schon verabschiedet! Hestig stampfte er den Boden. Aber was sie ihm eben geflüstert, der einzige halbe, schüchtern Blick! — Und doch; er hatte gehofft, von Ellen Aufschluß zu erhalten, er mußte diesen haben, und sie vertröstete ihn auf das Wiedersehen!

Er wollte nicht von der Stelle weichen; er mußte Ellen sprechen! — Da vernahm er Lärm unten im Hause. Der Fähnrich rief von unten herauf:

„Herr Lieutenant, die Ordre ist eben gekommen: Abmarschieren! Gott sei Dank, wir kommen in städtisches Quartier!“

Norbert vernahm das Geräusch der Mannschaft, die ihre Tornister auf den Rücken nahen, das Kommando des Unteroffiziers. Das Pilet stellte sich zum Abrücken vor dem Hause auf.

Er mußte fort; keine Hoffnung, sie noch zu sehen, zu sprechen! Verdrossen eilte er die Treppe hinab. Die Mannschaft setzte sich unverzüglich in Marsch. Er trat hinaus, um ihr zu folgen.

Noch einen sehnsuchtsvollen Blick that er hinauf zu den Fenstern; aber kein freundlich Auge erschien an denselben, denn er sah nicht, wie Ellen versteckt hinter einer der Gardinen stand. Erst als er sich zu wenden im Begriff, gewahrte er, freudig erschreckend, die kleine Hand, die ihm mit dem Taschentuch noch einen letzten Gruß zuwinkte.

„Ein hübsches Geschöpf, die junge Lady!“ Der Fähnrich schloß sich ihm an, als er dem Trupp folgte. „Sie kannten sie! Sind zu beneiden!“

Norbert antwortete nicht. Keinen rechtfertigenden Aufschluß über jenen Verdacht hatte er erhalten. Sie selbst hatte sich beschämt gefühlt, als die Erinnerung sie an die Umstände der letzten Trennung gemahnt, und mochte auch die Lady sie geschützt haben, wie stand sie zu dieser und was war sie ihr? Alles war ihm düster geblieben.

Er hatte sich heimwärts gesehnt, seit der Friede geschlossen, hatte gemurrt, daß gerade sein Bataillon noch zu längerer Occupation bestimmt worden; jetzt war's ihm willkommen. Er konnte von der Höhe der Stadt, vom Schloß hinüber schauen nach Brighton, wo sie weilte; er konnte — der Gedanke elektrisirte ihn — Urlaub nehmen und sie drüben aufsuchen; dann sollte sie ihm Rede stehen, wer sie auch dieser Lady gegenüber sei, ob sie eines Vergehens fähig gewesen und auf der Flucht vor der Verantwortung das stille Haus seiner Eltern gesucht. Und doch wieder: hätte er es gewagt, ihr gegenüber zu zweifeln? Aber sagen sollte sie ihm, wer sie sei, wenn sie ihn wirklich liebte!

Damit rückte er in die Stadt, ins Quartier. Doch schon hier ward ihm auch der Trost genommen — sein Bataillon sollte morgen nach Rouen verlegt werden.

„Wir sehen uns wieder!“ rief er höhnisch am Abend, als er seinen Koffer packte. „Darf sie es denn wagen, sich wieder in Deutschland zu zeigen? Diese Lady konnte sie einmal schützen, der Ausbruch des Krieges konnte die Sache vertagt haben, denn selbst Erna hatte nicht mehr davon geschrieben, vielleicht um ihn zu schonen. Aber wie stand diese Lady zu derselben?“ — Er fand kein Licht, wie viel er auch darüber sann.

In Rouen erwartete ihn am andern Morgen eine neue Ueberraschung. Er gehörte zu den Reserveoffizieren, die nach Beendigung des Krieges früher entlassen wurden. Und so zog er denn heimwärts mit dem einen Trost, daß er wenigstens wisse, wo er sie finden könne.

20 Dem General geht ein Licht auf.

Heimwärts wälzten sich wieder die siegreichen Armeen, tausende und abertausende tapferer Kameraden zurücklassend, die in fremder Erde schlummerten, deren Ruhestätte kein Hügel bezeichneter, zu dem die trauernden Angehörigen hätten wallfahrten können.

An allen Bahnhöfen des südlichen und westlichen Deutschlands mit Jubellängen und Kränzen begrüßt, von warmen Armen umfassen, von heißen Lippen geküßt, kehrten sie zurück an den häuslichen Herd, die Braut hatte den Bräutigam wieder, das hangende Weib den Gatten, der nach langer Trennung die Kinder wieder auf seine Knie nahm, und mit Stolz blickten die Eltern auf den Sohn, den ihnen Gott und das Schlachtenglück bewahrt.

Nur Norbert kehrte trauernd heim. Er hatte zurückgelassen, was er verloren geglaubt und wieder gefunden; er hatte zweifeln können an Ellens reinem Herzen, aber wie sie da jetzt wieder in seiner frischen Erinnerung stand, zürnte er sich selbst deshalb und unzufrieden mit sich erreichte er sein Ziel.

Die kleine niederheinische Stadt, in welcher Baron von Bränig auf so eigentümliche Weise in Besitz des Landhauses und der umliegenden Weingelände gekommen, war wie alle umher zur Aufnahme von Verwundeten bestimmt worden. Dieselben lagen in Baracken und in den Häusern derjenigen, die sich zur Aufnahme von solchen bereit erklärten, und auch der Baron als früherer Soldat hatte dies zu thun als seine Pflicht erkannt.

Als Norbert eines Morgens das Vaterhaus betrat, kam ihm Erna schon auf der Schwelle entgegen, ihn als die erste zu umarmen. Sie sah besser, blühender aus als ehedem; es lag eine Wärme in ihrem Wesen, die den Bruder freudig überraschte. Die Mutter war überglücklich, den Sohn wieder zu haben, den Vater hatten alle die Siegesbotschaften wieder jung gemacht.

„Auch wir haben einen Verwundeten als Einquartierung,“ sagte ihm Erna, als die Familie so froh beisammen saß, „einen höchst liebenswürdigen jungen Mann, der viel gereist sein muß und seit seiner Reconvalescenz uns so interessant unterhält, einen Lieutenant von Großmann; er ist schon seit zwei Monaten bei uns.“

Erna sah wohl die Ueberraschung auf dem Gesicht des Bruders, indes Norbert sagte sich:

„Er spricht namentlich von Amerika, das er gründlich kennen gelernt zu haben scheint,“ fuhr Erna mit derselben Wärme fort.

Norbert ward jetzt nachdenkend. Lieutenant von Großmann? — Amerika? — Er gedachte, wie Günther sich über den Lieutenant von Großmann und den Kalifornier den Kopf gebrochen, wagte aber nicht, nach Günther zu fragen, dem er im Kriege nur einmal auf dem Marsch begegnet.

„Es ist um so interessanter, als der Vater mit dem des Herrn von Großmann früher als Lieutenant in einem Regiment gestanden,“ fuhr Erna fort.

„Er scheint Dich allerdings sehr zu interessieren!“ Norbert blickte die Schwester kopfschüttelnd an, aber

er schwieg. Man wußte ja hier nicht den Namen des kalifornischen Bräutigams, um dessen willen General von Willroth jenen Mißgriff begangen. Das Verhalten des letzteren gegen den Baron und seine Tochter hatten beide Familien auf gespanntem Fuß gesetzt, man wollte nichts von einander hören und wissen.

Norbert fühlte kein Bedürfnis, den Gast zu begrüßen, der in dasselbe Zimmer einquartiert worden, welches Ellen bewohnt. Ohne das Frohgefühl, das wohl alle seine Kameraden empfanden, die lebend die Thüren wieder begrüßen durften, machte er sich auf den Weg zur Stadt und zu den Baracken, in denen er vielleicht diesen oder jenen Kampfgenossen wiederfand.

Vor dem Barackenbau auf einem von schattigen Bäumen bestandenen Platz am Bahnhofe sah er die Rekonvaleszenten an roh gezimmerten Tischen sitzen. Sie spielten Karten in ihrer unfreiwilligen Muße, rauchten und lasen Zeitungen. Spähend warf er einen Blick über die hier durcheinander gewürfelten Uniformen, blieb aber betroffen stehen, als ihm ein junger Drageneroffizier an zwei Krückstöcken entgegen hinkte und ihn in freudiger Ueberraschung bei seinem Vornamen anrief.

Günther war's, dessen braune Gesichtsfarbe sich in fränkische Lazarettfarbe verwandelt. Aber seine Augen blickten ihm so lebhaft entgegen.

„Du bist's!“ rief er, ihm die Hand schüttelnd. „Ich erwartete Dich noch nicht hier, da Du ja zu der Occupations-truppe gehörst. Aber ich freue mich herzlich, Dich gesund wieder zu sehen.“

Günther also hier, und die Seimigen wußten nichts davon? Oder sie hatten absichtlich geschwiegen. Indes dieser verstand seinen fragenden Blick.

„Ich habe ausdrücklich gebeten, meinen Namen nur in den amtlichen Lazarettlisten zu führen, und zum Glück hat sich der Chefarzt jeden Besuch verboten,“ sagte er etwas verstimmt. „Du begreiffst! Es war auch noch recht schlimm mit mir, als ich gerade hierher geschafft wurde, ohne es zu ahnen. Ein Streifschuß am Schädel, der mir bei der Attacke die Bestimmung nahm, und ein Beinbruch, als ich unter mein Pferd sank. Ist aber, Gott sei Dank, alles wieder leidlich gut geworden. — Wie geht es bei euch?“ fragte er zögernd in warmem Ton. „Ich erwarte stündlich den Vater hier, der eine Kavalleriedivision übernehmen soll und mich abholen will. Da thut es mir also doppelt weh, daß alles so hat kommen müssen!“

Norbert war dieses Thema peinlich.

„Apropos,“ unterbrach er ihn, „ich wurde heute lebhaft an unser Zusammentreffen kurz vor Ausbruch des Krieges erinnert, nämlich durch den Lieutenant von Großmann, über den Du nicht klar werden konntest.“

„Du sahst ihn?“ Günther schüttelte den Kopf. „Es ergeht mir merkwürdig mit diesem Menschen! Im Laufe des Krieges muß' ich ihm mehrmals begegnen, aber er zog jedesmal an mir vorüber und verschwand mir wie der fliegende Holländer. Einmal, ich glaube bei Le Bourget, stand sein Bataillon gefechtsfertig, als wir zum Kavallerieangriff vorgezogen wurden. Kaum war ich seiner ansichtig geworden, als das Bataillon auch schon in den Kampf rückte. Ein andermal, als ich mit meinen Leuten auf Feldwache mußte, sah ich ihn mit einer Compagnie des Replis am Grabenrand halten; da aber sprengten zwei unserer Eclairiers aus der Lisière auf uns zu, das Anrücken französischer Jäger meldend, und im Nu war die Compagnie mit diesen engagirt. Wir wurden zurückgezogen und ich sah ihn nicht mehr. Das eigentlich Merkwürdige aber ist, daß er unserem Kalifornier zum Verwechseln ähnlich sieht! — Wo sahst Du ihn?“ schloß er sehr gespannt.

„Mein Vater hatte sich erboten, die Pflege eines Verwundeten in seinem Hause zu übernehmen.“

„Also bei euch?“ Günther schien dies sehr unwillkommen. „So kann ich ihn also nicht sehen!“ lehnte er getäuscht hinzu. „Erna scheint mich auch ganz vergessen zu haben!“

Norbert antwortete nicht.

„Glaudine schrieb mir kürzlich noch hierher, der Kalifornier scheine alle Lust zum Heiraten verloren zu haben oder es müsse ihm ein Unglück zugestoßen sein, oder endlich, er fürchte sich vor dem Kriege. Die arme wahre Erbin sitze da und langweile sich, und wenn er gar nicht wiederkomme, so könne sie fünfzig Jahre dastehen und warten, denn es sei in dem Testament nicht gesagt, bis wann sich beide heiraten müßten. Der Vater hat auch die Geschichte satt und sie einem Rechtsgelehrten übergeben. — Sag mir jetzt,“ er legte ihm vertraulich die Hand auf die Schulter, „wie hat die Sache mit der Mistress Fenland geendet? Ich weiß, Dein Unglück wollte, daß Du sie liebtest! Ich verschwieg Dir damals die wahre Sachlage. Schade um das schöne Geschöpf, wenn man ihrer habhaft geworden sein sollte!“

Hestiger Unwille prägte sich in Norberts Antlitz aus. Das Geräusch des heranbrausenden Zuges drüben im Bahnhof lenkte beider Aufmerksamkeit nach dort.

„Mein Vater!“ rief Günther, den aussteigenden und von einer Offiziersgruppe empfangenen General bemerkend, der mit den Herren die Hand schüttelte und dann geradewegs, von seiner den Mantel tragenden Ordonnaiz ge-

folgt, auf die Baracken zu sich bewegte. „Bleib, ich bitte Dich! Es ist vielleicht ganz gut, wenn ihr euch trefft!“

Er schleppte sich an seinen Krücken dem Vater entgegen und deutete dann nach einer herzlichen Umarmung auf den in strammer Haltung festgebundenen Norbert.

„Nehme Dich morgen früh mit mir!“ hörte dieser den General sagen. „Will heut' abend doch meinem alten Freund Brünig einen Besuch machen. Ist etwas zwischen uns! Will mit ihm als alter Kamerad ein vernünftiges Wort reden! — Ah, der Sohn! Haben sich brav gehalten, Herr Lieutenant!“ Er reichte Norbert die Hand. „Ich bitte, melden Sie mich Ihrem Papa. Ich komme bald nach!“

Norbert gehorchte militärisch der Ordre und schritt zur Stadt. Er fand den Vater auf dem Balkon und versetzte ihn mit seinem Auftrag sichtbar in Verlegenheit, mehr noch, als er hinzufügte, daß Günther von Willroth ja schon seit mehreren Wochen draußen in den Baracken liege.

Erna, die eben herzugetreten, erblickte. Sie allein wußte von Günthers Hiersein; er hatte ihr heimlich Grüße sagen lassen, die sie nicht erwidert, und das hatte sie in steter Anruhe gehalten; aber ihr verletztes Herz verbot ihr, den Eltern davon zu sagen. Sie vermutete, daß es Günthers Wunsch gewesen, gerade hieher gebracht zu werden, aber er sollte von ihr vergessen sein, was es sie auch kosten mochte.

„Verwünscht! Was mache ich dem Willroth nur für ein Gesicht?“ brummte inzwischen der alte Baron mit einem heimlichen Seitenblick auf Erna, die sich abgewendet, um ihre Erregung zu verbergen. „Sollte er doch wieder . . . Das Kind hat zu viel gelitten, wenn es sich auch nicht verraten wollte. — Erna, Sorge für einen kleinen Imbiß. Empfangen muß ich ihn; Du aber zeigst Dich nur, wenn er es ausdrücklich begehrt.“ Er ging auf sein Zimmer, sich umzukleiden.

Norbert blickte mit Teilnahme der Schwester nach.

Eine halbe Stunde später erschien General von Willroth, von einem Offizier begleitet, der sich vor dem Hause verabschiedete. Baron von Brünig empfing ihn mit ernster Freundlichkeit, der General indes nahm keine Notiz von seiner Haltung.

„Mußt' Dich sehen, alter Freund, Dich und die Deinen!“ sagte er mit biederer Herzlichkeit. „Bin Dir Ausschlässe schuldig, die wir unter uns abmachen; sei nur nicht brummig. — Ich vermisse Deine Frau und Tochter!“ Er blickte suchend umher. „Sie vermeiden mich doch nicht!“

„Sie werden kommen. Deine Erlaubnis voraussetzend, ließ ich auch unsern Hausgast, einen Rekonvaleszenten, zu unserm frugalen Mahl bitten.“

Norbert, der auf den Balkon getreten, stand in militärischem Respekt seitwärts, als die beiden alten Herren sich an die noch leere Tafel gesetzt; er verstand den Wink, die Damen zu rufen, und entfernte sich, als eben zu seiner Ueberraschung eine hohe, schlankte Offiziersgestalt auf der Seitentreppe des Balkons erschien, auf die Tafel zuschritt und militärisch salutirend an dieselbe trat.

Der General, der ihm den Rücken zugewandt, blickte über die Schulter zu der hohen Gestalt des Offiziers auf und starrte das Gesicht desselben an; der letztere, noch mit der Blässe überstandenen Leidens, fuhr zusammen, suchte sich aber zu fassen.

„Lieutenant von Großmann, unser Gast!“ stellte der Baron ihn dem General vor.

Dieser, selbst eine hohe, martialische Gestalt, hatte sich erhoben; die Hand auf den Tisch gestemmt, starrte er noch immer den Gast an. Endlich fand er Worte, doch zunächst nur für den Herrn des Hauses, der sich schon vor ihm ausgerichtet hatte.

„Ich bitte, lieber Freund,“ sprach er hocherregt, des Barons Hand drückend, „vergönne mir nur wenige Minuten allein mit diesem Herrn!“

Brünig, eine Dienstangelegenheit vermutend, entfernte sich in das Haus, ohne aus Achtung für den jüngeren, ihm sympathisch gewordenen Gast noch einen Blick auf diesen geworfen zu haben.

Der General ließ noch einige Sekunden verstreichen, er maß den Offizier von Kopf bis zu den Füßen und ließ dann die erstaunten Augen auf den bleichen Zügen desselben haften. Endlich fand er Worte, die in seiner Aufregung recht hart herausplakten.

„Herr,“ rief er, „Sie stehen vor mir in unserer Uniform, Sie tragen das eiserne Kreuz auf der Brust! Ihr Gesicht aber trägt eine Rehnlichkeit, die nicht täuschen kann, mit . . . Nein, sie kann nicht täuschen! — Wer sind Sie? Man nannte Sie mir eben als den Lieutenant von Großmann, aber ich will darauf schwören, daß Sie der Frank Großmann sind, derselbe . . .“ Und die Wimpern zusammenkneifend, überzeugte er sich noch einmal. „Herr, wie kommen Sie in meines Kaisers Rock? Stehen Sie nicht so da! Sprechen Sie ein einziges Wort, damit ich Sie auch an Ihrer Stimme erkenne. Ich gebiete es Ihnen!“ rief er im Kommandoton, die Arme auf der Brust kreuzend.

Der letzte Schimmer von Farbe war aus dem Antlitz des jungen Mannes gewichen, denn er war es, Lothar, der den Ausbruch des Krieges in seiner Zerknirschung

damals jubelnd begrüßt, zur Fahne zurückgeeilt, sich mit dem Rang eines Unteroffiziers begnügt und schon in den ersten Gefechten sich die Achtung seiner Kameraden verdient, sich also mit allen Ehren rehabilitirt hatte. Und jetzt mußte ihn sein Mißgeschick gerade vor den Mann führen, der nie hatte erfahren sollen, zu was die Ver-zweiflung einen von Hause aus achtbaren und ehrlichen Menschen habe treiben können.

Der General stieß einen Laut der Ungebuld aus; Lothar fuhr zusammen. Ohne die Augen zu erheben, stammelte er:

„Excellenz wollen mir gestatten —“

„Er ist es! Bei Gott, derselbe! — Herr, bestätigen Sie mir: sind Sie dennoch der Frank Großmann, der nimmermehr in neun Monaten diesen Rang —“

„Nein, Excellenz!“ klang die Antwort ihn unterbrechend, so schuldbehaftet.

„Also nicht der Erbe?“

„Nein, Excellenz!“

Der General starrte ihn erschrocken an.

„So sind Sie ein Betr . . .“

Er sprach das Wort nicht aus, seine Stimme donnerte förmlich über den Balkon. Er streckte die Hand nach dem eisernen Kreuz des vor ihm Stehenden aus.

„Excellenz gestatten mir ein Wort der Rechtfertigung unter vier Augen,“ bat Lothar, zurückweichend und jetzt endlich den Blick erhebend. „Habe ich gefehlt, — er riß die Uniform und das Hemd auf und zeigte eine tiefe Ver-narbung des Knochens, einen Schuß in die Brusthöhle, dessen Kugel sichtbar durch einen harten Gegenstand, den eingedrungenen Uniformknopf, gelähmt war — „dies hat mir bei Le Bourget den Grad zurückgegeben, den ich noch im Jünglingsalter durch Leichtsinnsverschert. Gottes Hand hat mich geschützt, als ich ein Leben hinwarf, das mir als ein verhehltes ein Vorwurf geworden, und Ihre Hand wird nicht strafen, wenn Sie mich gehört haben!“

Lothar sprach mit einer Feierlichkeit, die auf den alten Soldaten nicht ohne Wirkung sein konnte. Dieser blickte vor sich auf den Tisch.

„Wir reden nachher!“ rief er ungeschlüssig, bewegt, aber mit militärischer Strenge, als eben die Ordonnaiz auf den Balkon und zu ihm trat, ihm die Briefe zu überreichen, die für ihn hier eingetroffen. „Erwarten Sie meinen Befehl!“ Er winkte Lothar, zu gehen, und ließ die Briefe durch seine Finger gleiten, während Lothar fassungslos salutirte und halb vernichtet den Balkon verließ.

Dem General war diese Unterbrechung willkommen; er mußte überlegen, was er zu thun habe.

„Das ist mir denn doch etwas stark!“ rief er, sich erhebend und die amtlichen Briefe auf den Tisch werfend. „Er ist nicht der Frank, als der er bei mir aufgetreten. Ja, zum Teufel, so ist er ein Betrüger! Aber wie kommt ein solcher in unsere Uniform?“

Unbewußt hatte er nur einen der Briefe in der Hand behalten, der seine Aufmerksamkeit durch die Bemerkungen der Feldpost errege, mit denen die Vorder- und Rückseite bedeckt war.

„Southampton,“ las er den Poststempel, nur um sich zu sammeln. „Dem Datum nach schon vier Wochen alt!“ Immer nur, um durch etwas anderes zu innerer Ruhe zu kommen, öffnete er den Brief. Dieser war in englischer Sprache geschrieben. Er ließ sich an dem Tisch nieder.

„Soll ich all die fremden Wörter verstehen?“ brummte er, die Zeilen überblickend. „Aber halt!“ Er stieß auf einen Namen, der ihn betroffen machte. „Das geht ja ihn an! Das soll er mir selber übersehen!“ Weiter überschaute er die Zeilen, die andere Seite, und wieder fand immer derselbe Name da.

Norbert lehrte eben zurück, um zu melden, daß die Damen noch mit der Toilette beschäftigt, sie seien auf so hohe Ehre nicht vorbereitet gewesen. Der General schaute, ihn zerknurrend anhörend, nur halb auf.

„Ich bitte, rufen Sie mir den Herrn von Großmann zurück!“ befahl er, gespannt wieder in den Brief blickend.

Wenige Minuten später stand Lothar, gewärtig des Urteilspruchs, aber mit der Fassung eines Verzweifelten vor ihm. Er sah den General und sah ihn dennoch kaum; seine Augen waren matt und glanzlos.

„Ah!“ Der General blickte mit verbissener Miene seitwärts auf. „Triffst sich ganz merkwürdig! Erhalte eben einen Brief, in dem von Ihnen, oder — meinethwegen von — na, von dem Frank Großmann die Rede, so viel ich daraus entnehmen kann. Sie verstehen ja englisch; übersehen Sie mir, so lange wir hier ungestört sind. Bin neugierig, zu hören, was der Mann mir schreibt.“ Er schlug die letzte der vier Seiten um. „Charles Melting unterzeichnet er sich.“

Lothar fuhr zusammen.

„Da nehmen Sie! Ich höre!“ Er reichte ihm, ohne aufzublicken, den Brief und Lothars zitternde Hand nahm denselben.

Der General legte die Ellenbogen auf den Tisch, die Hände ineinander und blickte gespannt vor sich hin.

Vor Lothars Augen ward es schwarz; mühsam las er den Eingang des Briefes, während die Zeilen vor ihm durcheinander quirlten. Melting schrieb an den General vom Bord eines englisch-amerikanischen Dampfers: Schon die ersten Worte erklärten ihm den Inhalt.



Gut getroffen. Zeichnung von E. Bellecroix.



Eine Revueversammlung in Berlin. Zeichnung von G. Grolung. (S. 163.)

„Exzellenz“ brachte er endlich hervor, „der Brief enthält, was ich Ihnen zu sagen bereit war.“

„Desto besser! Nur vorwärts!“ Der General kniff boshaft die Augen zu, um sein Gehör zu schärfen. „Ihnen muß das doch geläufig sein!“

Lothar sagte sich endlich ein Herz. Besser erschien es ihm, zu lesen, als selbst zu bekennen. Und mit zuweilen aussehendem Atem begann er vorzulesen, was ihm in jeder Zeile ein Todesstoß war, verworren, zusammenhanglos in der Uebersetzung, aber für den Hörenden hinreichend verständlich.

Melting schrieb nämlich mit einer brutalen Aufrichtigkeit:

„Herr General! Ich bin Ihnen unbekannt, aber ich werde es nicht mehr sein, wenn Sie dieses Schreiben gelesen. Im Begriff, zurückzukehren, nachdem ich während des Krieges ein glänzendes Geschäft durch Lieferung amerikanischer Getreides an Frankreich gemacht, kam ich das Scheitern eines andern, dessen Gegenstand Sie waren, verschmerzen. Als ehrlicher Mann will ich Ihnen die Wahrheit schreiben.“

„Mein Freund, Frank Großmann, sagte mir eines Tages in Saratoga, als ich im Begriff war, eine meiner Reisen nach Frankreich und Deutschland anzutreten, er habe ein Geschäft für mich, an dem ich zehn Prozent verdienen solle. Er sei zu Gunsten eines Vetter's von dem ihm testamentarisch zustehenden Vorrecht, ein reiches amerikanisches Mädchen zu heiraten, zurückgetreten unter der Bedingung der Zahlung ihrer Mitgift von fünfmalhunderttausend Dollars. Die Vermählung solle in Deutschland stattfinden, wohin dieser Vetter reise, um auch die Braut dort zu finden; ich solle nach der Hochzeit das Geld in Empfang nehmen und davon meine Provision abziehen.“

Der General sah, während Lothar nicht ohne bange Unterbrechung las, den Kopf gebeugt, mit lebhaftem Mienenpiel. Nur einmal nickte er, als ihm der Eingang des Briefes schon die ganze Sache klarstellte.

„Weiter!“ befahl er, mit den Fingern auf den Tisch klopfend, als Lothar nach Atem suchte.

„Ich begleitete also den Vetter, ohne daß er mich kannte, ich las das öffentliche Aufgebot und machte mir meine Gedanken darüber, daß der Vetter sich auch Frank nenne, indes ich setzte meine Geschäftsreise fort und kehrte zurück, um das Geld zu erheben. Die Braut war aber nicht da. Ich telegraphirte das an Frank Großmann. Der beauftragte mich, dem Vetter, der sehr arm sein mußte, noch Geld zu zahlen, damit er auf die Braut warten könne, die ja kommen müsse. Als ich das persönlich gethan, hörte ich an der Gastafel des Hotels von der Sache sprechen, man nannte den Bräutigam einen furchtbar reichen Mann, der in Kalifornien große Besitzungen habe. Ich dachte mir, das sei sonderbar, aber ich mußte nach Amerika zurück, um darnach wiederum nach Deutschland zu gehen.“

„In Chicago zog mich bei einem Besuch mein Sachwalt Jeremiah Brown in sein Privatkabinett. Melting“ sagte er zu mir, „wenn Sie nach Deutschland zurückkehren, habe ich ein Geschäft für Sie, an dem Sie zehntausend Dollars verdienen sollen.“

„Well! Ich hörte ihm zu. Er sagte mir: ‚Sie kennen Mister Frank Großmann,‘ ich kannte ihn bisher persönlich nicht. Er sollte testamentarisch die Tochter meines in Kalifornien verstorbenen Mandanten Rolf Willroth in Deutschland bei dem Bruder desselben heiraten für eine Mitgift von fünfmalhunderttausend Dollars, die deshalb nach Europa gereist ist. Jetzt erst erfahre ich, daß er schon verheiratet ist, einen Vetter untergeschoben und unter seinem Namen nach Deutschland geschickt hat, der, wie mir der deutsche General schreiben läßt, vergebens auf die Braut wartet, weil sie verschwunden und verschollen zu sein scheint.“

„Frank Großmann soll nun ein Mann sein, der nichts umsonst thut. Also trick gegen trick! Ich, der bisherige Bevollmächtigte Rolf Willroth's, habe ein anderes armes Mädchen, das ich als seine Tochter nach Deutschland schicke, denn die reiche Erbschaft fiel sonst schließlich an seinen Bruder. Sie, Melting, sollen das Mädchen begleiten; ich werde es genau instruieren. Dem falschen Bräutigam sagen Sie, es habe Ihnen viel Mühe und Kosten verursacht, das Mädchen zu finden, wenn er Ihnen zehntausend Dollars von der Mitgift verschreibe, würden Sie die Braut, von mir legitimirt, zur Stelle schaffen. Und das wird er gern thun. Also Sie nehmen das Mädchen mit.“

„Das habe ich denn gethan. Als ich aber eintraf, war der Bräutigam verschwunden. Was sollt' ich mit dem armen Mädchen machen? Ich schickte sie in das Haus des Generals, denn schließlich waren mir die zehntausend Dollars sicher; ich brauchte ja nur zu drohen, wenn die Heirat geschlossen war.“

„Ich reiste also in meinen Geschäften weiter, und da endlich brach der Krieg aus. Ich ging nach Frankreich und machte dort glänzende Geschäfte in Armeelieferungen. Ich bin jetzt ein reicher Mann und brauche weder Frank Großmann noch Jeremiah Brown, brauche also auch nicht mehr die Wahrheit zu verschweigen. Machen Sie mit derselben, was Sie gut dünkt, mit dem armen Mädchen

aber haben Sie Mitleid. Jeremiah Brown hat natürlich auch die Absicht gehabt, dem Vetter Frank Großmann's nach der Hochzeit die Pistole auf die Brust zu setzen.“

Lothar hatte nur mit Ausbietung der letzten Kraft zu Ende zu lesen vermocht; moralisch vernichtet stand er da, den Brief in der herabsinkenden Hand, todesbleich, sein Urtheil erwartend, als der General sich erhob, ihm den Brief abnehmend, ihn mustern, vor ihm stehen blieb.

„Eine saubere Geschichte!“ rief dieser, wie sich selbst verhöhnend, der so einfüßig das Opfer derselben hatte werden sollen. Das Papier zu sich steckend, blickte er wieder über einen Entschluß sinnend, vor sich hin, bis endlich die Vorstellung, daß er mit einem blauen Auge davongekommen, ihn milder stimmte.

Der Baron kehrte inzwischen zurück, um ihm zu melden, daß die Damen sofort erscheinen würden, und das gab dem General Frist zu seiner Entscheidung.

„Ich danke Ihnen, Herr Lieutenant,“ sagte er nach einem flüchtigen Blick auf Lothar, das letzte Wort betonend. „Die Beweggründe Ihrer Handlungsweise erwarte ich heute noch von Ihnen!“ setzte er leiser hinzu, gab ihm den Wink, abzutreten, und wandte sich mit möglichst unbefangener Miene an Brünig.

21. Rolf Willroth's letzter Wunsch kommt zu Ehren.

„Wo bleiben Deine Damen? Ich hätte Erna so gern gesehen!“ fragte der General, als sei nichts vorgefallen, die Wirkung des Gehörten in sich bewältigend, und zu einem andern Gedanken überspringend, fuhr er sich über die Stirn. „Sonderbar! Kaum ist der gewöhnliche Eisenbahnverkehr wieder eröffnet, da sehe ich in St. Quentin zwei Damen in ein Coupé steigen und ich hätte blind sein müssen, hätt' ich in der einen nicht jene junge Abenteuerin erkannt, die ich mir selbst als vermeintliche Nichte in das Haus lud. Doch, Du kennst ja die dumme Geschichte nicht!“

„Norbert sprach mir davon, als er vor dem Kriege Abschied von uns nahm. Ist Dir aber gesagt worden, daß diese Jenland auch in meinem Hause eine Rolle gespielt?“

Der General blickte ihn erstaunt fragend an.

„Daß Du sie,“ fuhr der Baron fort, „hier draußen vor dem Hause auf der Straße abfangen ließeßt als widerspenstige Erbin einer halben Million von Dollars! Es hat mir recht leid gethan um dieses junge Weib; aber ich habe nicht daran glauben können, als ich die öffentliche Verfolgung des Lütticher Gerichtes las, das sie verdächtigte, eine alte Amerikanerin, mit der sie dort in einem Hotel abgestiegen, vergiftet, am frühen Morgen von dem Wirt die nicht unbedeutende Summe, welche dieselbe abends bei demselben deponirt, gefordert zu haben und damit abgereist zu sein. Um so weniger glaublich, als sie hier bei uns gerade unter dem Namen dieser Amerikanerin auftrat, denn gehörte er ihr, sie würde unter einem andern in Deutschland erschienen sein, wenn sie wirklich schuldig. Frag Dich doch selbst: wer um zehntausend Guineen ein Verbrechen begeht, wird der zaudern, eine so große Erbschaft anzunehmen und sich damit aus dem Staube zu machen?“

„Hab' ich mir alles selbst gesagt!“ brummte der General verdrossen. „Aber wer ist dieses Geschöpf? Sie war heut morgen in entschieden vornehmer Gesellschaft, während sie bei mir damals mehr als bescheiden gekleidet austrat.“

„Der sie ist, das kann ich Dir allerdings nicht sagen. Hast Du die ‚Kölnische Zeitung‘ von heut morgen gelesen? Die Lütticher Behörde, die sich damals wohl etwas übereilt haben muß, hat sich während des ganzen Krieges Zeit gelassen mit der Zurücknahme einer Beschuldigung, die ich erst heut morgen in dem Blatte fand.“

„Was schreibt sie?“ rief der General gespannt.

„Nichts, als daß der Verdacht sich als unbegründet erwies!“

Erna's schnelles Erscheinen unterbrach ihn. Sie war erregt, blickte erst schen auf den eben eingetretenen, kerngerade dastehenden Bruder, trat dann an den Tisch, begrüßte den aufspringenden General ernst und zurückhaltend, hörte zerstreut kaum auf dessen nicht ohne einige Verlegenheit gesprochene Artigkeiten und bat ihn um Verzeihung, als sie sich zum Vater wandte.

„Ich bin in der größten Verlegenheit!“ sprach sie halblaut, erregt. „Ich sah soeben eine junge Dame vor dem Hause aus einem Fiaker steigen. — Denke Dir, Mistress Jenland. — Sie wagt es. — Wie soll ich mich ihr gegenüber verhalten?“

„Sie empfangen, mein Kind!“ rief er, ihr die Hand auf die Schulter legend. „Sie ist schuldlos, rein wie die Sonne am Himmel! Ich las es heut morgen in der Zeitung. Norbert's Ankunft ließ mich daran vergessen! Sie war uns ja ein so lieber Gast!“

Der Letztere hatte in höchster Erregung gelauscht; jetzt vergaß er den Respekt für die Gegenwart seines hohen Vorgesetzten und stürzte davon. Erna stand zögernd, sie wandte das gesenkte Haupt ab. Es war zu viel für sie. Günther hier, der General, und jetzt auch sie!

„Vater, ich bitte Dich, nimm mir dies ab! Wir haben zu viel durch sie gelitten, was wir Dir aus Schonung ersparten.“

„Aber gern, Kind!“ rief der Baron. „Seit sie fort, war ja auch der Segen dahin!“

Erna ergrünte in dem Moment, denn keine andere als Ellen selbst erschien, von Norbert's freudestrahlendem Antlitz gefolgt, in schlichtem Reisekleid wie damals in der Thür des Balkons und eilte auf sie zu.

„My dear Erna!“ Sie verstummt erschreckt vor dem ernstesten, zurückweisenden Gesicht derselben; dann zu der hohen Gestalt des Generals hinauffschauend, schlug sie verlegen die Augen zu Boden und that einen Schritt zurück.

„Mister Norbert,“ sprach sie halblaut, beschämt durch diesen Empfang, verwirrt durch das Erkennen des Generals, der sie so strafend anschaute, sich halb zu diesem wendend, „ich vergaß! Ich bitte Sie —“ Sie streckte die Hand nach ihm aus. „Ich war so froh, so glücklich, als ich diese Schwelle wieder betreten durfte!“ Unverkennbarer Schmerz lag auf ihrem Antlitz, den sie, sich abwendend, zu verbergen suchte, als auch Frau von Brünig eintrat und sie anstaunend inne hielt.

„Rein, nein! Tausendmal willkommen, mein Liebling!“ Der Baron hatte sich ihrer ausgestreckten Hand bemächtigt und legte ihren Arm in den seinigen, die kleine Hand streichelnd. „Ich danke ja dem Himmel, daß wir Sie wieder haben, Sie, der man so schreiendes Unrecht gethan. Erna meint es ja nicht böse. Und hier, mein alter Freund, General von Willroth, dessen Gast Sie ja auch, freilich unfreiwillig, gewesen, als er Sie in seiner soldatischen Weise irrtümlich als seine widerspenstige Nichte und abfangen ließ. Seien Sie ihm dafür nicht böse, er meinte es ja gut mit Ihnen!“

Ellen hatte sich während seiner Rede gesammelt; jetzt schien sie mit sich selbst zu kämpfen.

„Ich habe der jungen Dame nur das eine vorzuwerfen,“ hörte sie jetzt des Generals rauhe und allerdings unfreundlich klingende Stimme, „daß sie mich nicht sofort über meinen Irrtum aufklärte, wie ich dies wohl hätte erwarten dürfen.“

Ellen richtete sich auf, ihren Arm dem alten Herrn entziehend, blickte sie auf Erna und deren Mutter. Sie sah, wie beide mit ihr sichtbarem Mißtrauen sich von ihr zurückhielten. Tief verlezt wandte sie sich an den General und mit einer Würde, die diesen frappirte, rief sie, ihm fest ins Auge blickend:

„Ich hatte keinen Irrtum aufzuklären, denn ich bin die Tochter Rolf Willroth's!“

Der General fuhr betroffen zurück und stützte die Hand auf den Tisch. Argwöhnisch prüfend startete er ihre Gesichtszüge an. Verlezt blickte sie auf den Baron, als habe sie sich nur vor ihm zu rechtfertigen, und so fuhr sie fort:

„Ich sah meinen Vater seit meinem sechsten Jahre nicht mehr, auch meine arme Mutter war frühzeitig dahingestorben. Lady Clinton, eine Wohlthäterin und Beschützerin der Schulen und Waisenhäuser, sah mich in meinem vierzehnten Jahr in dem elenden Institut, aus dem ich mich hinaussehnte. Sie nahm mich zu sich, sie ward der Verwaisten eine Mutter; niemand fragte nach meinem Verbleiben, bis endlich Mister Brown in Chicago mir brieflich des Vaters Tod und den Inhalt des Testamentes mittheilte. Der mir bestimmte Theil besaß, wie mir Lord Clinton sagte, einen schlechten Ruf in den Vereinigten Staaten; ich selbst sollte ihm schon vor meiner Kenntnis von dem Willen meines Vaters in Cleveland auf einem Ball bezeugen, auf welchem er mich für die Tochter der Lady Clinton halten mochte. Ich hatte ihn auch dort nicht achten gelernt,“ sprach sie schonend mit sinkender Stimme, dann diese wieder erhebend, fuhr sie fort: „Als ich Mister Brown's Schreiben erhielt, stand es in mir fest, daß ich des Vaters Gebot nicht erfüllen und auf mein Erbtheil verzichten werde. Lady Clinton verließ damals Amerika für immer, um sich zunächst auf ihre englischen Besitzungen und später nach Deutschland zu begeben. Ich, die ich stets die Sehnsucht hatte, Deutschland kennen zu lernen, das ja mein zweites Vaterland, bat in Brüssel Lady Clinton, mit ihrer älteren Gesellschaftsdame voranzureisen und sie am Rhein erwarten zu dürfen. Miss Jenland wollte in Deutschland bleiben bei einem Neffen und ihm ihr Erspartes, zehntausend Guineen, überbringen. Sie litt an einer Herzkrankheit und hatte sich schon auf der Ueberfahrt dem übermäßigen Genuß von Morphin ergeben; als wir um ihre Willen in Lüttich rasteten, starb sie in der Nacht plötzlich infolge dieses Mißbrauchs. Ich hatte schon bei ihrer Lebzeit Furcht vor ihrem sonderbar krankhaften Wesen und liebte sie nicht. Von Schreck ergriffen, unfähig, eine Leiche zu sehen, forderte ich von dem Wirt die Summe, die sie ihm aus Vorsicht übergeben hatte, um sie Lady Clinton auszubändigen, ließ reichlich davon für ihre Bestattung zurück und reiste allein nach Deutschland, wo ich den Einsall hatte, mich, da ich allein und schutzlos, für eine junge Witwe auszugeben und bis zu Lady Clinton's späterem Eintreffen in Köln ein stilles und schönes Plätzchen am Rhein zu suchen, während Lady Clinton in London von ihren hohen Verwandten beansprucht ward. Ich schrieb ihr, was geschähe, auch wo und unter welchem Namen sie mich finden würde, als mir in diesem Hause ein so freundlich Obdach geworden.“

Der General hatte mit großem Interesse zugehört,

aber auch mit dem Zweifel, ob sie ihm nicht ein Märchen erzähle. Er hatte bald sinnend vor sich nieder geblickt, dann sie wieder forschend, auf ihre Wahrheit prüfend, angeschaut.

„Und wenn Sie,“ sprach er jetzt in scharfem Tone, „wenn Sie wirklich die Tochter Koffs sind, warum gestanden Sie mir dies nicht?“

Ellen schien durch das „wirklich“ verletzt, aber sie blickte lächelnd wieder auf.

„Ich handelte, wie Lord Clinton mir geraten hatte, als er nähere Erkundigungen eingezogen; selbst Lady Clintons Absicht war es, ich dürfe niemals diesem Manne meine Hand reichen.“

„Aber Sie hätten wenigstens mir so viel Vertrauen —“ Ellen schüttelte den Kopf.

„Lord Clinton sagte mir, nachdem er noch einmal das Testament gelesen und sich mit seinem Sachwalt beraten, wenn ich mich zu erkennen gebe und mich weigere, so verfallt das Geld, für das mein Vater sich bemüht, einem Manne, der meiner unwürdig sei, denn jedermann habe diesen Frank Großmann ihm als einen ehr- und gewissenlosen Menschen bezeichnet.“

Dem General leuchtete das allerdings ein nach dem, was er soeben erst aus dem Briefe gehört. Er rieb sich die Stirn; das alles genügte ihm noch nicht zu völliger Klarheit.

„Noch eine Frage! Wie kamen Sie dazu, unter diesem Namen —“

Ellen lächelte trübe.

„Ich konnte nicht ahnen,“ sagte sie. „Ich wählte ihn, um in Deutschland unbekannt zu bleiben, bis Lady Clinton komme, die in England übermäßig lange durch Familienverhältnisse zurückgehalten wurde, und glaubte um so klüger gehandelt zu haben, als ich eines Tages Mister Frank Großmann im Bahnhof von Köln begegnen mußte, der also schon nach Deutschland gereist war. Zu meinem Schrecken las ich bald darauf, als ich mich in diesem Hause so glücklich geborgen glaubte, in einer amerikanischen Zeitung, in Kütlich sei eine ältere Dame aus den Vereinigten Staaten plötzlich gestorben, man vermute, durch Gift. Der Neffe derselben, der ihr bis dahin aus Deutschland entgegen gereist, habe, am nächsten Tage eintreffend, diesen Verdacht der Behörde mitgeteilt; man vermute, ihre junge Begleiterin, auf welche dieser Verdacht falle, habe sich nach Amerika geflüchtet. — O, ich war sehr unglücklich, als man sich meiner so plötzlich bemächtigte, ehe Lady Clinton, an die ich geschrieben, mir helfen konnte!“

„Aber wenn nun,“ fragte wieder der General nach neuem Ueberlegen, „wenn nun der Ihnen Bestimmte jetzt auch durch Umstände gezwungen würde, auf Ihre Hand zu verzichten?“

Ellen zeigte ihm, daß sie auch auf diese Frage vorbereitet:

„Lord Clinton sagte mir, dann falle ein großer Teil des Vermögens an den Bruder meines Vaters und an die Armen. Ich gönne es beiden, alles sogar, denn Lady Clinton hat mich schon in Amerika zur Erbin ihres Privatvermögens eingesetzt.“

Bei der Antwort ward es dem General doch warm in der Brust; er blickte zum erstenmal mit Wohlwollen auf sie. Aber noch immer gauderte er.

„Eine letzte Frage! Warum kamen Sie jetzt hierher, wagten Sie sich durch dieses Kriegsgetümmel?“

Ellen lächelte, vor sich niederblickend.

„O, die Offiziere waren so galant gegen uns, und Lady Clinton begleitete mich ja! Ich kam auch nur um Mister Norberts willen, denn ich las in Dieppe, wo wir uns trafen, einen Verdacht in seinen Augen, der mich schmerzte.“

Sie blickte so herzlich lächelnd zu diesem hinüber, den die Subordination in den Hintergrund gebannt, und streckte die Hand zu ihm aus.

„Ellen!“ rief dieser, dessen Herz den Respekt vergaß, hastig vortretend.

Der General aber streckte abwehrend den Arm gegen ihn aus.

„Geduld, Herr Lieutenant!“ rief er barsch. Und Ellens Hand nehmend, auch die andere ergreifend, blickte er ihr ins Antlitz. „Du bist Koffs Tochter, ich zweifle nicht mehr!“ rief er mit Rührung. „Was er, der Menschenfeind, Dir nicht gewesen, vielleicht kann ich es Dir noch werden, wenn — es noch notwendig ist!“ setzte er mit einem fast unzufriedenen Blick auf Norbert hinzu, der in sich heftig mit der Subordination kämpfte. „Aber eins wirst und mußt Du thun, selbst gegen den Wunsch Deines Ratgebers: Du wirst hier in Gegenwart dieser Zeugen mir, dem Vollstrecker des Testaments Deines Vaters, die ausdrückliche Erklärung aussprechen, daß Du gewillt, der Bestimmung desselben zu genügen, in Deinem Interesse wirst Du dies erklären!“

Ellen erschrak. Sie senkte die Stirn.

„Niemals! Ich begehre nichts für mich!“ rief sie entschlossen, versuchend, dem General ihre Hände zu entziehen. Dieser hielt sie fest.

„Bedenke, daß Du dem Rat Lord Clintons bereits zuwider gehandelt, indem Du Dich mir dennoch zu erkennen gegeben, daß es also meine Pflicht, Deine Erklärung zu fordern!“

Ellen schwieg; er fühlte, wie ihre Hände so kalt wurden. Sie schüttelte, abermals den Kopf. „Never!“ flüsterte sie vor sich hin.

„Wenn ich Dir nun aber sage, daß dieser Frank Großmann, dem Du bestimmt wurde, sich schon verheiratet hat, ehe er von dem Testament erfahren, daß er also Deine Hand zurückweisen muß; daß, wenn ihr beide also euch weigert, nach Bestimmung dieses Testaments die Hinterlassenschaft zwischen uns beiden und den Armen geteilt werden muß!“

Ellens Hände zuckten heftig, sie blickte freudig auf.

„Ja, ja!“ rief sie mit glücklichem Lächeln. „Man soll alles den Armen geben, denn ich brauche ja nichts!“

Der General legte den Arm um ihren Nacken und küßte sie auf die Stirn.

„Das letztere wollen wir uns überlegen,“ sagte er lachend. Dann wandte er sich zu Norbert, den Arm von ihr ziehend: „So, Herr Lieutenant, jetzt haben Sie das Wort. — Gott sei Dank, daß ich die Sache los bin!“ Er gewahrte noch, wie Norbert überglücklich Ellens Hand an seine Lippen presste.

„Norbert dear!“ flüsterte Ellen leise, ihm so glücklich in die Augen blickend.

Der General wandte sich inzwischen zu der Frau des Hauses:

„Ich bitte die Damen um Verzeihung, wenn ich jetzt meine Freude des Wiedersehens ausdrücken darf!“

Er küßte beiden die Hände, trat dann aber zurück, um Ellen Raum zu geben, die auf Erna zueilte, den Arm um deren Nacken legte und freudig ausrief:

„Wie glücklich bin ich, daß ich endlich wieder bei euch sein kann! Auch Lady Clinton, der ich immer von euch erzählt, wünscht euch zu sehen. Ach, die ist so gut, so herzensgut!“

Erna fühlte sich beschämt; in ihrer Besorgnis für das Glück des Bruders hatte sie die Freundschaft für Ellen geopfert. Sie erwiderte deren Kuß und leise, kaum hörbar sagte sie:

„Ich will's wieder gut machen! Ich selbst war ja so unglücklich!“

Zuletzt erst kam die Reihe an den alten Baron, seinen „Engel“ zu umarmen und ihm zuzustüstern:

„Ich bin Ihr Schuldner geworden; aber es soll alles getilgt werden, und die Zinsen, die soll Ihnen mein altes treues Herz bezahlen!“

Norbert hatte inzwischen einen Wagen vor das Gartenthor fahren sehen; er war die Stufen des Balkons hinabgeeilte, und in sich erbebend, sah Erna, wie Günther, die Kräfte in der einen Hand, die andere auf des Bruders Schulter gestützt, sich herauf bewegte, wie der General, auf den Sohn zueilend, dessen Arm nahm.

„Mein armer Junge hat es wohl nicht gewagt, euch zu melden, daß er draußen in den Paraden lag,“ rief er Brüning zu. „Ich hoffe, die Damen werden ihm barmherzig sein! Und namentlich Sie, Fräulein Erna,“ setzte er hinzu, sich an diese wendend, deren Antlitz sich entfärbt. Er flüsterte ihr lächelnd einige Worte zu, welche die Rote wieder in ihre Wangen riefen.

Sie litt es, daß Günther ihre Hand nahm und ihr mit einer stummen Bitte ins Antlitz schaute. Dieses blickte so ernst, aber während sich Günther an ihre Mutter richtete, wandte sie sich ab, um die Thränen zwischen ihren Wimpern zu verbergen.

(Schluß folgt.)



Aus allen Gebieten.

Mehlwasser als Pferdefutter.

Bei Manövern, auf Reizen und Märchen, im Kriege wie im Frieden ist, wie das „Militär-Wochenbl.“ schreibt, Roggenmehl mit Wasser gemischt ein höchst einfaches, aber sehr praktisches Pferdefutter. „Mehlwasser“ wird in der Schweiz und Italien vielfach, anstatt des hier üblichen Brotsfutters, dann gefutert, wenn die betreffenden Pferde auf starken Touren nur eine ganz kurze Zeit zum Ausruhen haben. Auf manchen Poststationen sieht man dort die Pferde unmittelbar nach deren Ankunft Mehlwasser einnehmen, um dann nach wenigen Minuten neu gestärkt munter weiter zu traben. Solches Mehlwasser ist dem hier üblichen Brotsfutter bei weitem vorzuziehen. — Pferde, die ermüdet und durstig sind, bedürfen zu viel Zeit, um Brot zu kauen. Mehlwasser wirkt dagegen sofort erfrischend und ist, im Gegensatz zu Hafer, bekanntlich völlig unschädlich, auch wenn es unmittelbar nach großen Anstrengungen gefutert wird. Auf die Details des Transportes von Mehl für Truppen auf Märchen und so weiter soll hier nicht näher eingegangen werden. Kleine Beutel für eine Tagesration auf je 2, beziehungsweise 4 bis

6 Pferde dürften großen Sätzen vorzuziehen sein, auch findet man unterwegs wohl meist in jedem Bauernhause Mehl. So einfach und naheliegend die Anwendung des Mehlwassers als Schnellfutter ist, so wenig dürfte solche hier zu Lande bekannt sein.

Wie stellt man Skelette dar?

Zur Herstellung osteologischer Präparate, das heißt von Skeletten, Skeletteilen und Schädeln gibt es, nach der in Berlin erscheinenden „Naturwissensch. Wochenchr.“, verschiedene Methoden. Handelt es sich darum, möglichst schnell zum Beispiel einen Schädel von allen Weichteilen zu befreien, so entfernt man zunächst mit Messer und Schere die Haut und die größeren Muskelpartien, sowie die Augen und so gut es geht das Gehirn. Dann legt man den Schädel in ein Gefäß mit kaltem Wasser und erhitzt dasselbe zum Kochen. Von Zeit zu Zeit überzeugt man sich, ob die noch harten Fleischteile, Sehnen und so weiter sich leicht ablösen lassen und ob nicht etwa die einzelnen Knochen locker werden. Diese Gefahr ist besonders groß bei jugendlichen Schädeln. Sind die zu entfernenden Teile genügend erweicht, so bürstet man mit einer scharfen Bürste den Schädel ab, zapft mit der Pinzette oder schneidet mit einer feinen Schere die noch gebliebenen Sehnenstränge und dergleichen ab und spült den Schädel mit reinem Wasser ab. Etwas noch vorhandene Gehirnreste spült man aus, indem man durch das Hinterhauptloch die Schädelhöhle voll Wasser laufen läßt und nun den Schädel tüchtig schüttelt. Auf diese Weise erhält man einen Schädel zwar reich gereinigt, aber er wird nie schön weiß. Um möglichst schöne Präparate zu erhalten, ist es am besten, zunächst wieder mit Scalpell und Schere zu entfernen, was äußerlich leicht abzuschneiden ist, und dann den Schädel in ein Gefäß mit kaltem Wasser zu legen. Das Gefäß ist mit einem Deckel zu verschließen und wird dann sich selbst überlassen. Das Fleisch fault dann ab, löst sich teilweise von selbst oder läßt sich leicht abspülen oder abzupfen. Selbstverständlich entwickeln sich wenig angenehme Dünste bei dieser Art der Präparation. Ist man sehr empfindlich gegen dieselben, so muß man die Gefäße ins Freie oder auf den Boden, in Ställe und dergleichen stellen, doch merkt man, so lange der Deckel nicht abgenommen wird, nichts von üblen Gerüchen. Wie lange ein Schädel oder Knochen im Wasser liegen muß, hängt von der Größe des Gegenstandes, sowie von der Temperatur ab. Genaue Vorschriften lassen sich nicht geben; es muß eben probiert werden. Beim Spülen und Reinigen der durch Fäulnis präparierten Schädel darf man selbstverständlich keine offenen Wunden an den Händen haben und muß letztere nach der Arbeit gut mit Karbolwasser reinigen. Ferner hat man darauf zu achten, daß aus Schädeln keine Zähne herausfallen und verloren gehen. Etwas ausgefallene Zähne werden, nachdem alles getrocknet ist, mit Fischlein eingeklebt. Durch möglichst genaue Angaben über Herkunft, Alter, Geschlecht, Todesursache und so weiter wird der Wert eines präparierten Schädel oder Skelettes sehr erhöht.

Das Präparieren zusammenhängender Skelette ist ziemlich mühsam. Bei größeren Tieren, etwa von Katzen oder Hundgröße aufwärts, thut man am besten, die einzelnen Teile durch Draht künstlich zu befestigen, während man zum Beispiel bei Eichhörnchen, Mäusen, kleinen Vögeln und dergleichen besser einen Teil der Bänder sitzen läßt, welche dann die Teile zusammenhalten. Zu wissenschaftlichen Untersuchungen sind übrigens vollständige zerlegte Skelette weit besser als aufgestellte.

Das Einlegen von Tieren in Ameisenhaufen zum Zweck des Skelettirens ist nicht zu empfehlen, weil zu leicht Teile verloren gehen und man nicht genügend kontrollieren kann, wie weit die Arbeit vorgeschritten ist.

Für ganz kleine Gegenstände, etwa Skelette junger Amphibien und dergleichen, eignet sich gut ein Verfahren, auf welches kürzlich Professor Dr. G. Schulze in einer Sitzung der Gesellschaft naturforschender Freunde zu Berlin aufmerksam machte. Man benützt nämlich Froschlurven (Kaulquappen) zum Abnagen der Weichteile. Eine Anzahl lebender Froschlurven thut man in ein Gefäß mit frischem Wasser und bringt das zu benagende Objekt mit in das Gefäß. Dann nagern die Larven auf das Sauberste alles Weiche von den Knochen, respektive Knorpeln ab. Man muß darauf achten, daß nicht zu viel abgenagt wird und daß die Teile nicht auseinander fallen. Ein Nachteil, welchen dies Verfahren hat, beruht darauf, daß nicht zu jeder Jahreszeit Froschlurven zu beschaffen sind. Auch ist diese Methode nur bei kleinen und feinen Objekten anzuwenden, da bei größeren zu viel Zeit in Anspruch genommen würde.

Behandlung mit Chloralkali oder Natrium ist nicht zu empfehlen, da die Knochen durch diese Substanzen ein unnatürliches, freideartiges Aussehen erhalten. Ist Blut in einen Knochen gezogen, so muß man ihn so lange in Wasser legen, bis alles ausgezogen ist. Ist das Blut erst einmal eingetrocknet und in die feinen Höhlungen eingezogen, so ist es schwer zu entfernen. Hornscheiden von Biegen, Kindern und Antilopen zieht man, sobald es geht, von den Stirnzapfen ab, damit nicht durch die Fäulnis auch das Horn angegriffen wird. Nach dem Trocknen des Schädel legt man die Hörner wieder auf.

Schließlich ist noch zu bemerken, daß man bei gleichzeitiger Präparation von Skeletten genau darauf zu achten hat, daß die zusammengehörigen Teile, zum Beispiel Wirbel und Rippen, zusammenbleiben und nicht verwechselt werden.

Rezepte.

Imitation von Marmor. Figuren aus Gips oder Papier-Mache werden mit weichem Damascenit überzogen und dann mit gepulvertem Glas bestäubt, wodurch sie das Ansehen von Marmor erhalten. Firnist man die Gegenstände zum zweitenmale und bestäubt sie mit gröber gepulvertem Glas oder Glimmer, so ähneln sie dem carrarischen Marmor. Durch jarten blauen Anstrich zwischen den Ueberzügen kann man eine hübsche Aderung herstellen. Um Sandstein das Aussehen von Marmor zu geben, imprägnirt man den gut getrockneten Stein mit lösllicher Kieselsäure und Thonerde. (The Oil and Colours Journ. 1857, 53 d. Chem. Jg. S. 6).

Aus Natur und Leben.

Die Insel Elefantine.

Dem Reisenden, welcher mit dem Dampfer oder der Dahabije im Hafen von Assuan, dem alten Syene, der Heimat des Syenits, gelandet ist, kommt es vor, als ob der Nil hier sein Ende erreicht habe und das Schiff in einem schön abgerundeten Landsee vor Anker gegangen sei. Denn rings umher, so weit das Auge reicht, findet er die Scenerie durch Land und Gebirge geschlossen, dessen Gesteinmassen durch ihre braunrote Färbung eine eigentümlich mit dem prächtigen Grün der Palmen kontrastierende Wirkung ausüben. Hier ist die Stelle, wo das arabische Gebirge nach Westen zu einen granitenen Kiesel in jüngere Gesteinmassen einschleibt, um den Lauf des Nil zu unterbrechen. Aber der starke Strom hat es vermocht, beim ersten Katarakt, dessen Rauschen schon bald hinter Assuan hörbar wird, diese Schranken zu durchbrechen. In diesem vermeintlichen Landsee liegt, der Stadt Assuan gegenüber, die Insel Elefantine, deren wie ein Alexanderblatt gestaltete Fläche freundliches Grün auf Aedern, Sträuchern und Palmenbäumen trägt. Dieses kleine, schöne Eiland hat in der ältesten Zeit eine bedeutende Rolle gespielt, denn auf ihm stand der Hauptort des altägyptischen Gaues, der auch den gleichen Namen führte wie sie selbst, „Ab“ (die Elefanten- oder Eisenbeinstätte), wahrscheinlich wegen des in seinem Hafen massenweise einströmenden wichtigsten Handelsartikels des Sudan. Aber schon zur Zeit der Byzantiner, welche die Insel Elefantine nannten, ließ ihr Syene, die Garnisonsstadt auf dem östlichen Ufer des Nil, die so recht eigentlich an der Schwelle Ägyptens gelegen, im Ägyptischen den passenden Namen „Sun“ (die den Eingang Gewährende) führte, den Klang ab, und Elefantine verdedete nach und nach und ging endlich ganz zu Grunde. So steht denn jetzt die Stätte öde und verlassen, die früher von den Straßen und Gassen der auf den Denkmälern vielgenannten Eisenbeinstadt bedeckt war. Die schönen Tempel, welche einst der große Tutmes und der dritte Amenophis dem widerköpfigen Chnum und den hier in Gemeinschaft mit ihm verehrten Kataraktgöttinnen Sati und Anke gegründet hatten, sind jetzt ganz von dem Erdboden verschwunden, während noch vor wenigen Jahrzehnten ihre Ueberreste von den Reisenden bewundert werden konnten. Ein Palast, den Nchemed-Abi in Assuan errichten ließ, führte zu ihrer vollständigen Zerstörung. Erhalten geblieben sind nur ein granitener Thor und eine Osirisstatue mit dem Namen des altägyptischen Königs Menephtah I.

Einige elende Dörfer mit halbnaekten nubischen Bewohnern erheben sich jetzt auf der einst so belebten Stätte, an der jährlich herrliche sieben tägige Feste dem segenspendenden Strome gefeiert wurden, wobei die Priester, wie griechische Berichterstatter erzählen, eine goldene und eine silberne Schale, die sich vielleicht auf die Sonne und den Mond bezogen, in die brausenden Wasser schleuderten. In dieser Gegend, beim ersten Katarakt, dessen entsetztes Brausen manchmal vernommen ist, sollte ja nach dem Glauben der alten Ägypter der heilige Strom zwei Quellflüssen entspringen, während seine südliche Wiege dem Sterblichen ein Geheimnis blieb, bis es ihm nach seinem Tode die Göttin Isis an der wüßtesten Pforte der Unterwelt eröffnete. Mit dem Nil in enger Beziehung steht auch das besterhaltene Denkmal der Insel, welches hauptsächlich die Reisenden zu der kurzen, von Assuan aus nur wenige Minuten in Anspruch nehmenden Nilfahrt mit der Felusa veranlaßt. Es ist der alte, auf der Westseite der Insel gelegene Nilmesser aus der Pharaonenzeit, den ein gutes Geschick noch so erhalten hatte, daß er von dem klüchtigen, in Europa gebildeten Astronomen des Rheides, Mahmud Bei, wieder hergestellt und

dem öffentlichen Gebrauche von neuem übergeben werden konnte. Wenn an diesem Messer der Nil 24 Ellen und 3 Zoll anstieg, dann erwartete man unter den Pharaonen eine günstige Ueberschwemmung. Am lohnendsten jedoch ist für den Besucher Elefantines eine Wanderung zu dem südlichen, mit Schutt und Scherben bedeckten Abhange des Eilands. Dort eröffnet sich dem Auge des Beschauers ein ganz eigenartiges Bild von unbeschreiblicher Wildnis und fesselndem Reize. Er schaut hinein in ein weites Labyrinth von granitenen Klippen, welches sich zu seinen Füßen ausbreitet. Zwischen ihnen hindurch hat sich der Nil ein Bett gegraben. In viele größere und kleinere Arme geteilt, schießt er an einigen Stellen mit rasender Geschwindigkeit dahin, während an anderen seine Wasser träge weitergleiten oder, von den Felsen aufgehalten, stülpend die glühende Sonne in sich spiegeln lassen. Das sind die nördlichen Ausläufer des ersten Kataraktes, des letzten großen Hindernisses, ehe der Nil seine braunen Fluten mit den blauen Mittelmeerwellen vermischt.

aber sein Schneiderhandwerk gänzlich vergessen und seinen guten Charakter vollständig eingebüßt. Er wurde heftig, zanküchtig und unmäßig; vorher sehr nüchtern, trank er jetzt nicht nur seinen Wein, sondern stahl solchen auch. Er flüchtete von Bonneval und er schien nach zwei stürmisch durchlebten Jahren, in welchen er hin und wieder im Spital und im Irrenhaus gewesen, im Asyl von Rochefort als Marinejoldat; er war des Diebstahls angeklagt, aber für geistesgestört erklärt worden. Hier kam er in die Behandlung der Professoren Bourru und Burot, sowie des Dr. Rabille, welche die Beobachtungen von Dr. Camuset in Bonneval und Dr. Voisin in Paris fortsetzten. Gegenwärtig ist Louis B. aus der Rocheforter Anstalt entlassen, und Dr. Burot schildert seinen Zustand als beinahe völlig wiederhergestellt. Die Erscheinungen, welche beobachtet wurden, bevor die lange Reihe von Experimenten zu seiner Heilung begann, waren kurz folgende: Die rechte Seite war völlig gelähmt, die Sprache undeutlich und schwer. Trotzdem schwatzte er fortwährend teils über Politik, teils über Atheismus und so weiter. Seine Erinnerungen um-

faßten nur die letzten Ereignisse im Asyl zu Rochefort, weiter zurück, die Zeit seines schlechten Charakters in Bonneval und einen Teil seines Aufenthaltes in Paris. Die Ärzte in Rochefort, welche den Einfluß der Metalle in derartigen Fällen kannten, experimentierten in dieser Hinsicht mit ihm und fanden, daß Stahl, an seinen rechten Arm gebracht, die ganze Lähmung von der rechten Seite auf die linke Seite überleitete. Mit diesem Austausch veränderte sich aber zum großen Erstaunen aller auch seine ganze Persönlichkeit. War die etwa eine Minute dauernde Krisis, welche das Verühren mit Stahl hervorrief, vorüber, so war B. sozusagen ein ganz anderer Mensch; der rauhe und wilde Charakter hatte dann einem sanfteren und ruhigen Benehmen Platz gemacht, auch war die Sprache fließend geworden. Wird er aber dann über Rochefort gefragt, so antwortet er, daß er nichts davon wisse und nie dort gewesen sei. Auf die Frage: „Wo bist Du denn, und welches Datum ist denn heute?“ antwortet er (während er sich in Rochefort befand): „Ich bin in Paris, es ist heute der foundsovielte. In diesem Zustande erinnert er sich nur der zwei Perioden seines Lebens, während welcher seine Lähmung auf der linken Seite und sein Charakter gut und sanft gewesen. Wie dieses nun zwei vollständig von einander unabhängige Zustände waren, so konnte er in sechs derartige Stadien verlegt werden. So schien er zum Beispiel in einem elektrischen Bade, oder wenn ein Magnet auf seinen Kopf gebracht wurde, vollständig geheilt, indem die Lähmung ganz verschwand, die Sprache deutlich und seine Bewegungen leicht und behende waren. Doch auf die Frage, wo er sei, fand man ihn in die Zeit seiner Kindheit vor dem vierzehnten Jahre zurückgeführt, als er in der Besserungsanstalt zu St. Voisin lebte. Seine Er-



Die Insel Elefantine. Zeichnung von H. Fenn.

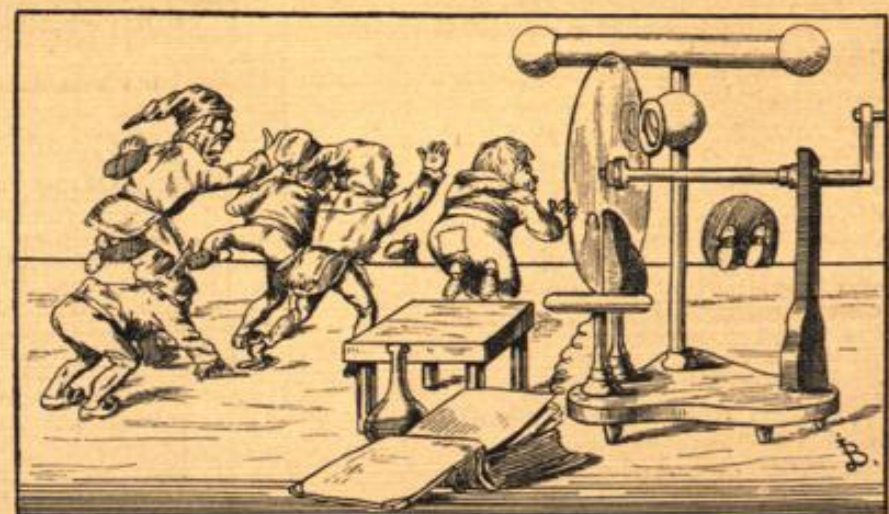
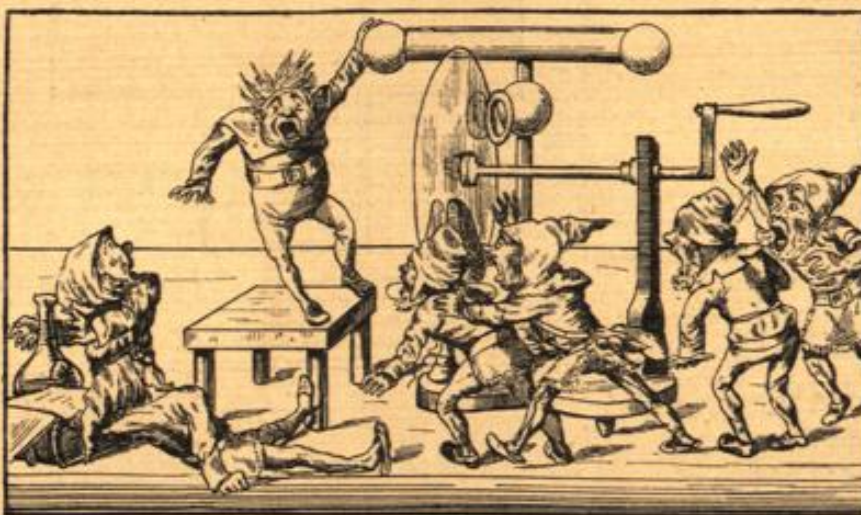
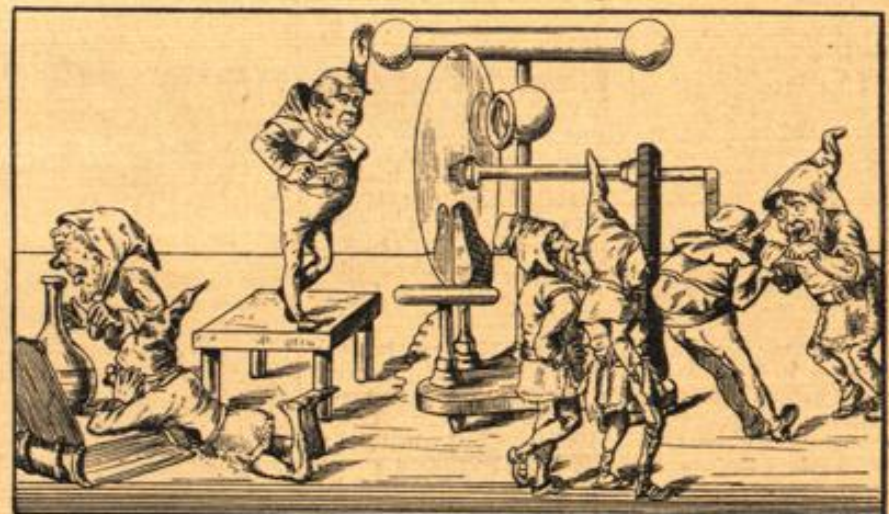
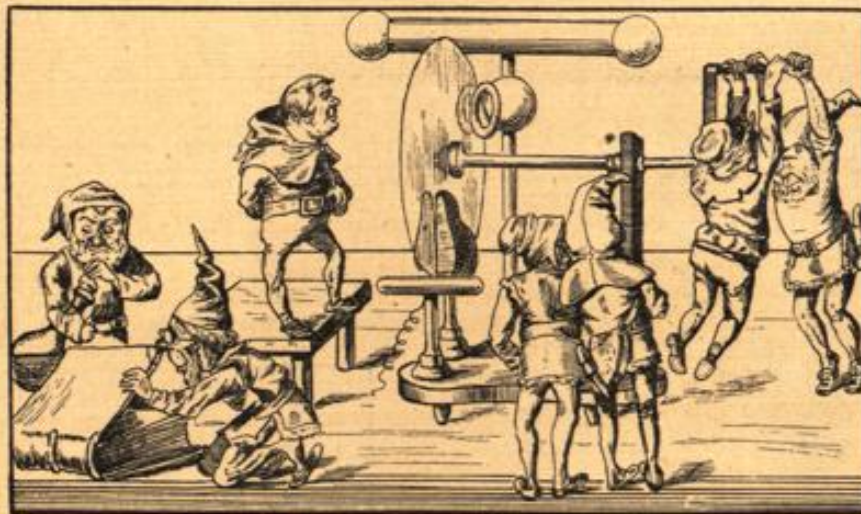
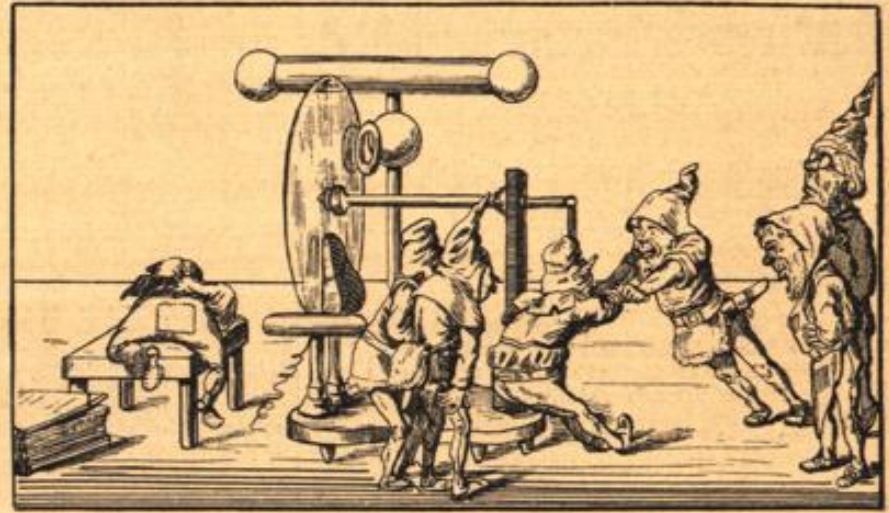
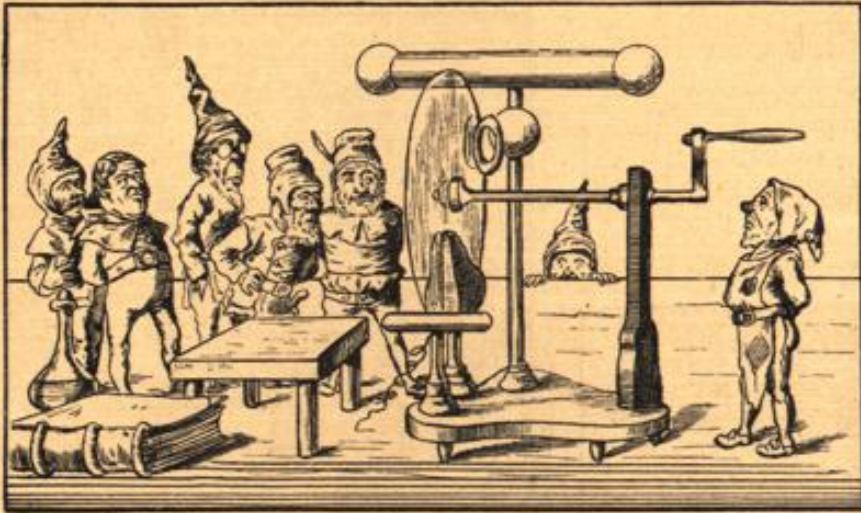
Der Wechsel des Bewußtseins.

Ein merkwürdiger Fall vom Wechsel des Bewußtseins, welcher in der medizinischen Welt großes Aufsehen erregt, wurde von mehreren französischen Ärzten beobachtet. Dieselben haben diesen seltenen Krankheitsfall wegen seines besonderen psychologischen Interesses in medizinischen Zeitschriften veröffentlicht. Wir entnehmen dem interessanten Bericht folgendes: Louis B., 1863 geboren, kam im Alter von zehn Jahren in eine Besserungsanstalt und erlernte daselbst das Schneiderhandwerk. Mit vierzehn Jahren erlitt er eine heftige Gemütsbewegung durch Schreck, welchen ihm der Anblick einer Schlange eingegeben hatte. Die Folge war zunächst nur körperlich bemerkbar. Es stellten sich epileptische Zustände ein und der Knabe wurde an den Beinen gelähmt. Im Asyl von Bonneval, wohin man denselben übergeführt hatte, setzte er sein Handwerk noch einige Monate fort. Plötzlich bekam er einen epileptischen Anfall, während dessen er fünfzig Stunden in Krämpfen und Bewußtlosigkeit zubrachte. Von diesem Anfall erwacht, war er nicht mehr gelähmt, hatte

immerung war dann vollständig diejenige seines Knabenalters und reichte bis zu dem verhängnisvollen Augenblick seines Erschreckens vor der Schlange. Erinnerung man ihn daran, so machte ein heftiger epileptischer Krampf diesem Zustande ein Ende und ein anderer erschien. Wurde nun künstlich das Gleichgewicht in diesem sonderbaren Weisen hergestellt, das heißt ward er dadurch in einen Zustand gebracht, in welchem keine Spur mehr von der psychischen Trennung, welche ihm zur zweiten Natur geworden, vorhanden war, so trat ein sehr überraschender Zustand ein: er war sozusagen wie neugeboren und wie ein kleines Kind. Erinnerung, Charakter, Kenntnis und Kraft waren die der allerersten Zeit seiner Kindheit. Eine derartige Beobachtung eines Menschen, bei welchem der seelische und körperliche Zustand in so wunderbarer Weise mit einander abwechselten und ins gerade Gegenteil verändert wurden, ist bisher niemals gemacht. Man würde diesen sonderbaren Wechsel auch nicht für möglich halten, wenn derselbe nicht von mehreren anerkannten Ärzten mit peinlichster Genauigkeit beschrieben worden wäre.

Die Zwerge und die Elektrifizierungsmaschine.

Originalzeichnungen von J. Bahr.





Humoristische Blätter

Anekdoten und Witze.

Halb und halb.

Ein etwas beschränkter Böhme vom Lande kaufte sich in einer Prager Buchhandlung ein neues, aus zwei Bänden bestehendes Kochbuch. „Wie soll ich's Ihnen einbinden lassen?“ fragte der Buchhändler, dem jener dasselbe zu diesem Zwecke zurückließ, „halbfanz oder ganz franz?“ — Der Böhme, dem die technischen Ausdrücke der Buchbinderei nicht eben geläufig sein mochten, machte ein verblüfftes Gesicht und kratzte sich verlegen hinter den Ohren. Plötzlich aber lief ein glückstrahlendes Lächeln über seine Züge und er antwortete in freudiger Erregung: „Bitt' Ihnen schön, binden's mir halb franz und halb Papi; is selbiges meiniges und meiniges Liebste's Name!“

Galgenhumor.

In England kam es ehemals nicht selten vor, daß bei schweren Verbrechen die Todesstrafe noch dadurch verschärft wurde, daß man die Mißthäter verurteilte, nicht einfach gehängt, sondern in Ketten geschlossen an den Galgen aufgehängt zu werden, wie denn sogar nur diejenigen Gehängten vom Galgen losgeschnitten wurden, welche keinen Mord begangen hatten. Ein wegen einer Totsühnheit in London berüchtigter Verbrecher, den man endlich erwischte, sollte in dieser verschärften Weise seine Sündthaten mit dem Leben büßen. Als der Schlichter ihm die Ketten anmachte, in denen er gehängt werden sollte, forderte er mit hardsinnigem Lächeln einen Krug Porter von seinen Wächtern. Ob ihm denn bei diesem zwar schon sehr ernsthaften, aber doch noch erträglichen Geschäft die Kehle schon trocken würde, fragte ein Mitgefangener ihn spöttlich. „Das nicht,“ versetzte der Gefangene, ohne eine Miene zu verziehen, „aber noch jedesmal habe ich meinen Schneider, der mir ein Kleid anmachte, mit einem Trunk bewirtet. Ich sehe nicht ein, warum ich das letztemal von dieser läblichen Gewohnheit abgehen sollte.“ **H. St.**

Der Duellwahnsinn wüthete früher auch in Rußland sehr stark, obgleich bereits Peter I. eine Verordnung erließ, welche auf jede Herausforderung schlechthin die Todesstrafe durch den Strang setzte, gleichviel, ob das Zusammentreffen stattfinden oder nicht. Die echt tatarische Wut ließ sich aber nicht zügeln, und es wird uns von Duellen berichtet, die geradezu greulich sind. Um das Verbot des Zaren zu umgehen, kamen einst der Fürst Dolgorucki und General Sah auf folgende Idee: „Wir können uns nicht schlagen, Fürst,“ sagte der General, „aber wir wollen uns auf jene Brüstung stellen, gegen die der Feind kein Feuer richtet und so lange dort stehen bleiben, bis einer von uns getroffen wird.“ Der Gegner ging darauf ein und beide begaben sich an den bezeichneten Ort. Hier standen sie im Angesicht ihrer und der schwedischen Armee aufrecht da, die eine Hand stolz auf die Hüfte gesetzt und blickten sich während an, bis schließlich der Fürst von einer Kanonenkugel in zwei Stücke zerrissen wurde.

Begründete Besorgnis.

Arzt (trifft eine ehemalige Patientin auf dem Spaziergang): „Nun, Frau Schulze, wie geht's Ihnen denn jetzt?“
Frau Schulze (ängstlich): „Kostet's auch nichts, Herr Doktor!“

Wie kommt das?

Eine Denkaufgabe.

Zwei Bauernfrauen bringen je 30 Enten zu Markte und kommen überein, den Erlös derselben mit einander zu teilen.
Die eine verkauft ihre Enten 2 für 5 Mark, macht 75 Mark.
Die andere erhält für je 3 Enten 5 Mark, bringt 50 Mark.
Der Käufer, gebeten, den Erlös zu gleichen Teilen auszubehalten, sagt: „Sie verkaufen ihre 30 Enten 2 für 5 Mark, und Sie ihre 30 3 für 5 Mark, macht also je 5 Enten für 10 Mark. Gut, 5 in 60 geht 12 mal, 12 mal 10 = 120 Mark.“
Verwundert sehen die zwei Weiber sich an, lassen sich's noch einmal vorrechnen, freiden kopfschüttelnd je 60 Mark ein und können's heut noch nicht begreifen.
Wie kommt das?

Neue Würfelspiele

von

M. Raymond.

VI. Sechshundsechzig.

Mit drei Würfeln nach der Reih' Wirt die ganze Kampagne:
Jeder kratzte, möglichst rasch
Auszuwerfen einen Pask,
Deren erster Bierzig zählt
Und als Trumpf erscheint gewählt;
Mit den weitem ist nichts los,
Denn sie zählen zwanzig bloß
Und ein Pask, der einmal fiel,
Gilt nichts mehr im gleichen Spiel.
Ehe noch ein Trumpf gewählt,
Jeder Wurf nach Augen zählt;

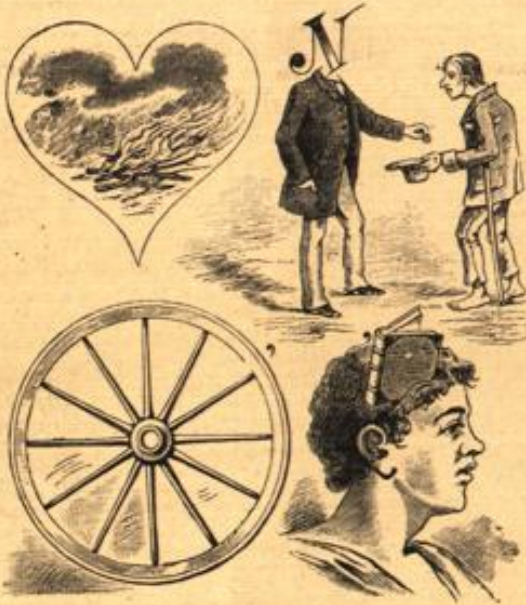
Ich jedoch schon Trumpf gefallen,
Werden von den Würfeln allen
Nur diejen'gen noch gezählt,
Denen's nicht an Trampfen fehlt.
Wer's auf sechshundsechzig bringt,
Stets den Siegespreis erringt,
Und sobald erreicht dies Ziel,
Ich zu Ende auch das Spiel.
Wer am weit'ren hinten bleibt,
Flugs sich einen Strich anschreibt;
Wer nicht dreihunddreißig zählt,
Bleibt im „Schneider“ und erhält
Allemal der Striche zwei;
Wer jedoch die Schneiderei
Bis zum Uebermaße trieb
Und nicht einmal Eins schrieb,
Der ist „schwarz“ und mit drei Strichen
Wird sein Defizit beglichen.

Beispiel:

A wirft	1, 1, 6	zählt	40 + 8	schreibt	A	B	C	D
B	1, 1, 4	1 + 1 + 4	—	—	—	—	—	—
C	3, 4, 5	—	—	—	—	—	—	—
D	2, 3, 3	20	—	—	—	—	—	20
A	1, 3, 3	1 + 3 + 3	—	—	7	—	—	—
B	3, 6, 6	20	—	—	—	20	—	—
C	2, 6, 6	—	—	—	—	—	—	—
D	1, 4, 4	20 + 9	—	—	—	—	—	29
A	1, 6, 6	1 + 6 + 6	—	—	13	—	—	—

und hat 66 Abschnitten, womit das Spiel zu Ende ist. Es geschrieben: 68 26 — 49.
C ist schwarz und erhält 3 Striche. B ist im Schneider und erhält 2 Striche.

Bilderrätsel.



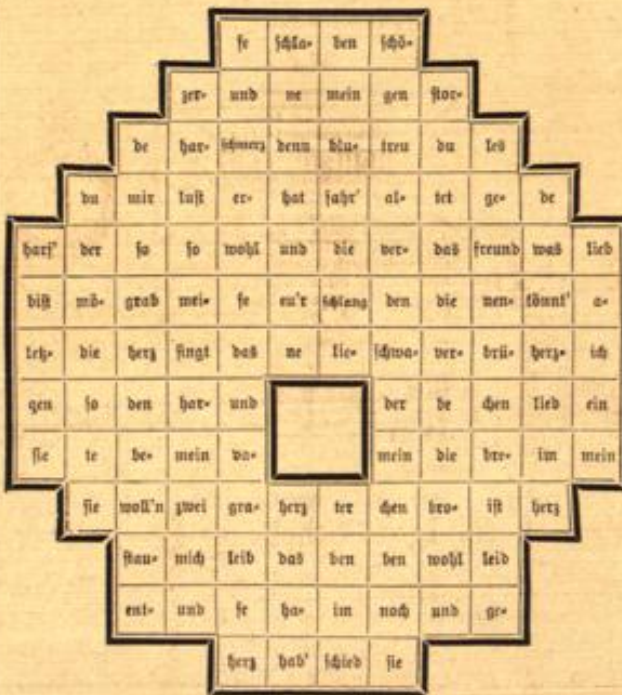
Auflösung des Scherzrebus Seite 150:

Rotblume.

Auflösung des Vokalrätsels Seite 150:

1. Marienburg, 2. Apulien, 3. Jlimenau, 4. Braunschweig, 5. Ludwigshafen, 6. Ukraine, 7. Roulier, 8. Eislauf.
- (Maiblum.)

Rätselsprung.



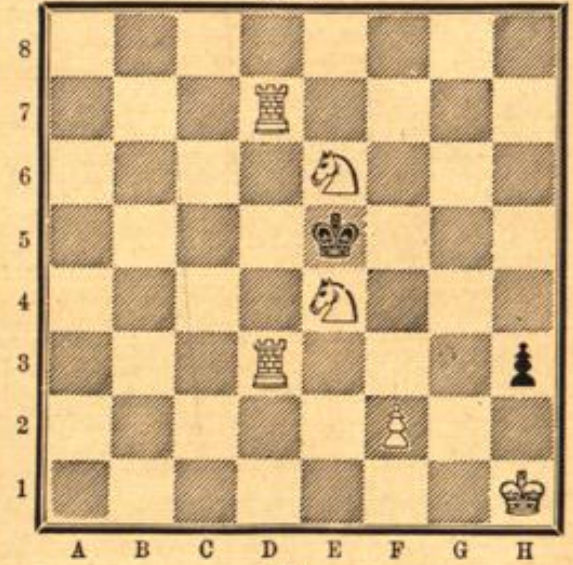
Schach.

(Redigirt von Jean Dusreane.)

Aufgabe Nr. 4.

Von P. J. E. Meyer.

Schwarz.

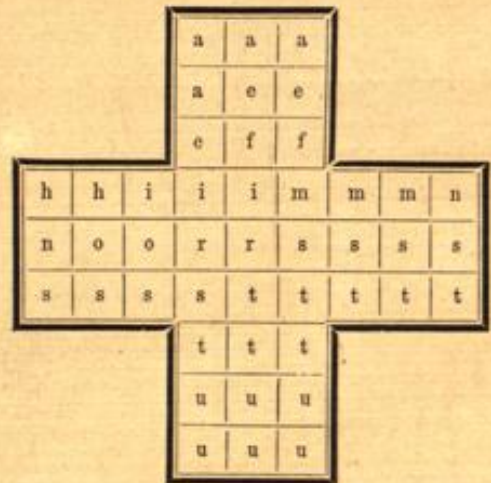


WeiB zieht und setzt mit dem dritten Zuge Matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 2 Seite 78:

- | | |
|-------------------------------|---------------------------------|
| WeiB. | Schwarz. |
| 1) D. B 4 - A 4 | 1) R. F 5 - F 6 oder E 5 - E 4. |
| 2) D. A 4 - D 7 (?) | 2) Beliebig. |
| 3) D. D 7 - E 6 Matt. | |
| | A. |
| 1) | 1) G 5 - G 4. |
| 2) D. A 4 - A 6 | 2) Beliebig. |
| 3) D. Matt. | |

Somogramm.



Die Buchstaben dieser Figur sind so zu ordnen, daß aus den langen — horizontale wie vertikale — Reihen sich ergeben:

1. ein hoher Feiertag,
2. eine Insel in Westindien,
3. eine angenehme Charaktereigenschaft.

Kleine Korrespondenz.



Abonnent in Schwab. Wenden Sie sich mit dieser Anfrage an die Redaktion der „Chemiker-Zeitung“ in Aden.
Abonnent in Jlimenau will wissen, wo das Lied: „Ein Kreuz ein Weib“, zu finden ist. Vielleicht kennt einer unfrer Lehrer die Quelle. Die anderen beiden gewünschten Bücher besorgt Ihnen jede Buchhandlung.
Dra. G. Winger in Aden. Mißtrauen Sie der Sache.
Dra. E. Stern. Genaue Auskunft ist an dieser Stelle unmöglich zu geben. Die „Königliche Zeitung“ brachte im Monat September eine ganze Reihe von überaus wahren und hochinteressanten Artikeln über die niederländisch-indische Kolonialarmee. Lassen Sie diese sich kommen.
Hrl. Ottilie Gampentrieder in Zürich. Schellak in Spiritus aufgelöst wird zum Aufstreichen gebraucht.
R. W. E. Unserem ärztlichen Mitarbeiter übergeben.
Abonnent A. in Mälbeim. Durch Auflegen von Benzinmagnesia und vorächtiges Abheben der Masse nach einiger Zeit vermittelt eines Messers.
Dra. G. Zanger in München. Wenn Feimsarbe, durch einfaches Abwaschen mit lauwarmem Wasser.

Frau Emma Günther in Kassel. Ja, wer kann das wissen. Es gibt mancherlei Arten von Liebe, und ohne Kenntnis der Personen und Verhältnisse ist da schwer irgend ein anderer Rat zu geben als der, die betreffende andere Person - längere Zeit erstholt zu prüfen.

dorf; J. Senger, Pest; W. D. Langensbida; G. Morich, Nordhausen; Borweg, Düsseldorf; A. G. in (N); Köpfer, Düsseldorf; C. Bierowinski, Lemberg; P. Kiedel, Koblenz; A. Sauer, Reudorf; J. Meylan, Le Vicu (Waadt).

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien. Illustrirte humoristische Schriften von Wilhelm Busch. In neuer Auflage ist erschienen: Hans Hudebein, der Unglücksrabe.

Corsets RFC. Garantie für bestsitzende moderne Façons. Durch alle ersten Corset, Weiss- und Modewaren-Geschäfte im In- und Auslande zu beziehen.

Die Modewelt. Illustrirte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. Monatlich zwei Nummern. Preis vierteljährlich M. 1.25.

Natur-Weine von Oswald Nier. Hauptgeschäft BERLIN. Cognac der Export-Cie für Deutschen Cognac.

Claraabella. Klaviermusikwerk. 24 incl. 6 Stücke. Elegante Salon-Ausstattung. Herm Rosin Luckenwalde, Wilhelmstr.

Pain-Expeller. Es geht doch nicht über'n Pain-Expeller! So legen mit Lieberzeugung alle, welche dieses altbewährte Hausmittel bei Erkältung, Gicht oder Rheumatismus, Nerven- und Rückenbeschwerden, Seitenstechen, Zahnschmerz oder dergl. anwenden haben.

Thee-Import-Geschäft von Deutschmann & Woroniecki. London E. C., 101 Leadenhall Str. Vertreter in Shanghai u. Colombo.

Die besten Sänger liefert unstreitig das grösste Kanarienvogel-Verandgeschäft R. Maschke, St. Andreasberg i. H.

Wiegende Neuheit. Lampenschirme als Modellbogen. Landhäuser mit erhellenden Häusern. Preis der Stille gegen vorüberige Einblendung von 40 Pf. in Marken franko.

Voigts feinstes Vaseline- und Malta-Lederfett. Drücktes Fabrikat, unter dieser Marke überall rühmlich bekannt! Gänzlich geruchlos, wird nicht ranig, verdirbt nicht, nimmt sofort wieder Wichte an und ist daher jederzeit zu gebrauchen!

pharmaceutischer Fabrik. Bestes Eisenmittel gegen Blutmuth, Bleichsucht etc. 1 Dose 250 Pillen M. 1.50. Eisenmagnesiapillen haben in allen renomm. Apotheken. W. Kirchmann, Apotheker. Ottensen-Hamburg.

CACAO-VERO. entölt, leicht löslicher Cacao. Unter diesem Handelsnamen empfehlen wir einen in Wohlgeschmack, hoher Nährkraft, leichter Verdaulichkeit und der Möglichkeit schnellster Zubereitung (ein Aufguss kochenden Wassers ergibt sogleich das fertige Getränk) unübertreffl. Cacao.

Armour & Co.'s fester Fleischextract, bester, volle Köpfe 1/2 billiger wie jeder andere. Zu haben in... Hermann Gaiser in Göttingen (Württbg.).

Bauber-Apparate für Preis u. öffentl. Vorlesung. Prospekt und Probe gratis! Garantierter Erfolg! P. SIMON, Abtheilung für heilenden Unterricht, Berlin SW. 48.

Breolin. Laut ärztlicher Untersuchung allen Desinfections-Mitteln überlegen, dabei ungiftig, billig. Reinigt die Luft und verdrängt unfehlbar alle Ansteckungsstoffe und Ungeziefer.

Compagnie Laferme. Dresden Berlin. Petersburg Riga, Moskau. empfiehlt die Cigaretten Carton à Nr. 169 Cosmopolite 10 St. 15 Pf.

HARTWIG & VOGEL Dresden. C. W. Möller 40 Alexanderplatz Berlin.

Haar- & Woll-Leder-Schuhwerk. durch zahlreiche Vitze von Privat- und Berufe als das vorzüglichste anerkannt, liefert als Spezialität für jedes Geschlecht und Alter die weichen, schütz- und Lederfabrik von Hermann Gaiser in Göttingen (Württemberg).

Tragbare Oefen mit Carbonatren-Beizung. Die Oefen brauchen ohne Schornstein, ruhen u. geruchlos und werden höchlich auch da geteilt, wo sonst Feuerungsanlage unterlag ist.

Musikalischer Hausfreund. Blätter für ausgewählte Salonmusik. Monatlich 2 Nummern (mit Textbeilage). Preis pro Quartal 1 M.

Tragbare Oefen mit Carbonatren-Beizung. Die Oefen brauchen ohne Schornstein, ruhen u. geruchlos und werden höchlich auch da geteilt, wo sonst Feuerungsanlage unterlag ist.

